

Generalleutnant Bernhard Mende (†) und die Übernahme der NVA-Luftstreitkräfte 1990/91: Ein Interview

Anmerkung der Herausgeber:

Der Begriff „Armee der Einheit“ ist ein politisch gewähltes Narrativ. Es transportiert eine Erfolgsgeschichte in sich, die vor allem politisch so erklärt wurde. Wurde sie damit aber auch „verklärt“? War es nicht ein „von oben“ gesteuerter Prozess, der die Abwicklung der Nationalen Volksarmee in kurzer Zeit zum Ziel haben musste?

Die Auflösung der Nationalen Volksarmee nach der friedlichen Revolution 1989 und der Wiedervereinigung 1990 war letztlich „alternativlos“. Zahlreiche Angehörige der Bundeswehr haben zeitweilig oder dauerhaft am Aufbau und an der Einbindung der Bundeswehr in den damals so bezeichneten „Neuen Ländern“ mitgewirkt. Fraglos hatten viele Angehörige der NVA in der Bundeswehr keine Zukunft – weshalb dies so war, wird aus dem Interview ersichtlich und zudem durch die im 2+4-Vertrag bestimmte Reduzierung der Streitkräfte des vereinten Deutschlands auf 370.000 Soldaten erklärbar. Damit scheint der deutsche Vereinigungsprozess für die Bundeswehr auch ein bemerkenswertes, ja sogar traditionsstiftendes Element zu sein. Ohne einen „Masterplan“ haben es die handelnden Personen geschafft, mit Respekt für die von der Auflösung der NVA Betroffenen den vollkommenen Aufbau der Bundeswehr in den Ländern der ehemaligen DDR zu etablieren. In den folgenden Jahren entstand dann das, was Politiker bereits ab 1992 als „Armee der Einheit“ bezeichneten.

Der gerade zum Kommandeur der 2. Luftwaffendivision in Birkenfeld berufene Brigadegeneral Bernhard Mende wurde im Sommer 1990 mit der Aufgabe betraut, die Luftstreitkräfte der NVA aufzulösen und deren Personal und Material in die Luftwaffe der Bundeswehr zu überführen. Doch für diese Aufgabe gab es keinen Masterplan. Ungeachtet der Präambel des Grundgesetzes, dass das deutsche Volk sich einmal in freier Selbstbestimmung eine gemeinsame Verfassung geben solle, konnte sich niemand bis in den Frühsommer 1989 vorstellen, dass die deutsche Einheit in absehbarer Zeit auf der politischen Tagesordnung stehen würde.

Im Sommer 1989 ging alles sehr schnell: Polen wählte eine demokratische Regierung unter Ausschluss der bisher regierenden Kommunisten. Ungarn öffnete seine Grenze zum Westen und beförderte damit den Exodus von Zigtausenden DDR-Bürgern, die in den Westen flüchteten. Am 1. September konnte Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher auf dem Balkon der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Prag den dort versammelten tausenden DDR-Bürgern deren freie Ausreise in die Bundesrepublik verkünden. Und es sollte nur noch acht Wochen dauern, bis das Politbüro der DDR am 17. Oktober 1989 Erich Honecker als Staatsratsvorsitzenden einstimmig abwählte. Der Rest ist bekannte Geschichte: Der Druck der Opposition in der DDR führte (auch) zum Mauerfall am 9. November 1989 und schnell wurde klar, dass viele Menschen in der DDR nichts anderes wollten als die Wiedervereinigung.

Für die Bundesregierung stellte sich damit auch die Frage, wie es künftig um die Streitkräfte des vereinten Deutschlands bestellt sein sollte. Generalleutnant a.D. Bernhard Mende gab dazu am 6. Juni 2002 im Militärgeschichtlichen Forschungsamt ein ausführliches Interview, das nicht nur den Ablauf der Übernahme der NVA-LSK/LV beschrieb. Vielmehr noch schilderte er deutlich, wie improvisiert diese Übernahme ablief.

Im Folgenden wird ein redaktionell überarbeitetes und gekürztes Interview wiedergegeben, das die Historiker Dr. Hans Ehlert (später Oberst und Amtschef des MGFA), Dr. Bruno Thoß (damals Leiter des Forschungsbereichs Militärgeschichte der Bundesrepublik Deutschland im Bündnis), Dr. Wolfgang Schmidt (damals Oberstleutnant und u.a. Fachleiter Luftwaffe im MGFA) am 6. Juni 2002 mit Bernhard Mende führten. Der General hat es bis zu seinem Tode nicht autorisiert oder bearbeitet. Insofern liegt es jetzt in einer sprachlich entsprechend der aktuellen Rechtschreibung behutsam geglätteten, aber inhaltlich ursprünglichen Form vor.

Wir Herausgeber danken Frau Karin Mende für die Zustimmung zum Abdruck und Generalleutnant a.D. Dr. phil. Björn Axel Kleppien für die Durchsicht und Hinweise sowie Kommentierung als damals beteiligter Akteur.

* * *

Herr General, aus der Chronik über die 5. Luftwaffendivision haben wir gelesen, dass es geradezu so etwas gegeben hat wie einen Masterplan für die Dinge, die hier in Ostdeutschland zu regeln sein würden nach der deutschen Einigung. Nun wissen wir andererseits aus anderen Interviews, dass die Vorbereitung darauf ja nicht ganz einfach war. Man hat sich ausdrücklich militärisch zurückhalten müssen, um den politischen Einigungsprozess nicht zu stören und kam eigentlich erst wirklich in die engere Aufbaudebatte mit den Ergebnissen der Kaukasus-Gespräche¹.

Ab wann sind Sie eigentlich in diese Prozesse mit involviert gewesen, waren Sie bereits in dieser frühen Phase, so ab Frühjahr 1990, mit so etwas wie gedanklich [befasst, oder] sind Sie erst sehr spät und aus welchen Gründen dann in diese Position [als erster Kommandeur der späteren 5. Luftwaffendivision und ihres Vorläufers] gekommen?

Also zu der Zeit war ich mit solchen Dingen eigentlich überhaupt noch nicht befasst. Ich war ein noch sehr junger Divisionskommandeur, hatte erst am 1. Oktober 1989 die 2. Luftwaffendivision übernommen und da hatte man genug zu tun mit anderen Dingen. Wirklich damit befasst, dass es nun losgehen könnte, auch mit einem Vereinigungsprozess der beiden Armeen, das begann vielleicht im Juli für mich persönlich, vorher eigentlich überhaupt nicht.

Die ersten wirklichen Anzeichen, wo man sich auch Gedanken gemacht hat, wie läuft das eigentlich und was könnte auch für dich als Divisionskommandeur dabei von Wichtigkeit sein, begann eigentlich mit den ersten Lehrgängen von NVA-Offizieren an der Offiziersschule der Luftwaffe². Ende August oder Anfang September 1990 wurde ich vom Inspekteur [Generalleutnant Horst Jungkurth] angerufen und gefragt, ob ich mich fit und in der Lage sehe und auch wolle, das Kommando über die NVA-Luftstreitkräfte/Luftverteidigung zu übernehmen. Ich hatte noch vier Wochen Vorbereitungszeit, um mich persönlich darauf einzustellen. Aber Beiträge zu einem sogenannten „Masterplan“ vor dem Zeitpunkt Anfang September gab es nicht. Dann kam der Kommandeur der damaligen Luftverteidigungs-Division der NVA/LSK-LV in Cottbus nach Birkenfeld. Das alles war aber sehr zurückhaltend, weil das noch nicht gewünscht war seitens der Luftwaffenführung.

Gab es so etwas wie ein Zusammenziehen einer spezifischen Gruppe mit der besonderen Auftragslage: sammelt Fakten und bereitet dem Inspekteur der Luftwaffe das so vor, damit ihr mit der Übernahme der NVA in die entsprechenden Verwendungen [...] und mit einer bestimmten Vorgabe des Führungsstabes der Luftwaffe (Fü L) an die Umsetzung gehen könnt?

Es gab im August/September 1990 verschiedene Gruppen, die zur NVA entsandt wurden, um sich dort überhaupt mal schlau zu machen, wo ist was, wie sieht das aus, welche Infrastruktur gibt es. Wir mussten ja als Luftwaffe dafür sorgen, dass am 2. Oktober 1990 um 24 Uhr die Leitungen nach Moskau gekappt wurden für die Luftverteidigung und 0 Uhr 1 am 3. musste die Luftverteidigungs-Gefechtsstandsorganisation West übernommen haben. Also, das hat einige Vorbereitung auch vor Ort bedurft und war für mich eines der Wunder, die wir erlebt haben, dass das funktioniert hat. Auf die Minute genau.

Insofern waren natürlich vorherige Erkundungsteams unterwegs, um aufzunehmen, auf was wir stoßen würden. Ich selbst, wie die meisten Soldaten der Bundeswehr, durfte vorher ja auch nie in die damalige DDR. Wir hatten keine Ahnung, wir wussten nicht wie das aussieht.

Als ich zum ersten Mal im Dienstzimmer meines Vorgängers im Amte, Generalleutnant Rolf Berger³, in Strausberg stand und die Karte sah, wo denn überall was disloziert war, wurde mir wirklich schwarz vor Augen. Diese Fakten standen uns dann natürlich zur Verfügung. Aber

¹ Kaukasus-Gespräche, Einigung über die Einheit, August 1990. Vgl. Horst Teltchik, 329 Tage. Innenansichten der Einigung, 5. Auflage Berlin 1992.

² Auf dem Weg zur Einheit Deutschlands. Ergänzungsausbildung von Offizieren der ehemaligen NVA / LSK an der Offiziersschule der Luftwaffe 1990 – 1994. Hrsg. von der Offiziersschule der Luftwaffe, Fürstenfeldbruck 1994.

³ Generalleutnant Rolf Berger, *29.12.1936, damals Stellvertretender Chef und Chef des Stabes der LSK/LV. Näheres zu allen Generalen der NVA siehe: Klaus Froh/Rüdiger Wenzke, Die Generale und Admirale der NVA. Ein biographisches Handbuch, Berlin 2000.

wirklich gelernt, NVA-Luftstreitkräfte/Luftverteidigung Dislozierung, Zusammensetzung, Befehlsstrenge und ähnliches, das habe ich erst vor Ort nach dem 3. Oktober.

Haben Sie sich im September gefragt, ob Sie diese Aufgabe übernehmen wollten? Haben Sie eine Begründung für sich dafür, warum ausgerechnet Sie gefragt wurden? Gab es persönliche Beziehungen aufgrund Ihres Vorlaufes aus der Luftverteidigung kommend oder bereits Projektionen auf spätere Verwendungen, denn Sie haben ja kurz zuvor erst die 2. Luftwaffendivision übernommen?

Ich sag das mal so, vor mir sind andere Divisionskommandeure gefragt worden. Es sollte nach der Entscheidung des Inspektors, abgesprochen sicherlich auch mit dem Generalinspekteur und der politischen Leitung [des Bundesverteidigungsministeriums], schon ein Divisionskommandeur sein, der die Führung der NVA-Luftstreitkräfte/Luftverteidigung übernehmen sollte. Man sagt, dass andere, die vor mir gefragt wurden, gewisse Bedingungen genannt haben sollen. Diese Bedingungen fielen mir überhaupt nicht ein, als ich gefragt wurde, ich hatte dem General Jungkurth sofort ja gesagt. Wissen Sie, für mich war das wirklich ein Traum. Ich hatte immer gedacht, wenn ich großes Glück habe und ganz alt werde, dann erlebe ich noch die Wiedervereinigung meines Vaterlandes. Plötzlich stand das vor der Tür und plötzlich hatte ich die Chance dort mitzumachen. Ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten, weil ich natürlich mit meiner Frau abends darüber reden wollte. Das war also mein Entscheidungsprozess. Meine Frau Karin hat dann gesagt, wenn Du meinst, das wär's, klar gehen wir in den deutschen Osten. [...] Die Frage weiterer Verwendungen [danach] hat für mich damals keine große Rolle gespielt.

Sie sind erst relativ spät mit den Dingen konfrontiert worden. Wir wissen, welche Rolle die Kaukasus-Gespräche gespielt haben, und wir wissen auch, dass auf beiden Seiten viele Beteiligte sich die dort gefundene Entscheidung im Vorfeld so nicht vorstellen konnten. Mit welchen Szenarien hat man denn gearbeitet? Mit welchen Szenarien ist denn vorher gearbeitet worden? Die NVA-Seite ist ja lange davon ausgegangen, dass die NVA in irgendeiner Form als Territorialstreitkraft Ost erst mal weiter überleben wird. Wie ist aus Ihrer Erinnerung in der Luftwaffe oder in Ihrer Division zum Beispiel darüber diskutiert worden?

Also die Frage, was passiert da eigentlich, stand nicht so unmittelbar im Interesse. Trotzdem hatten wir natürlich die Information über die Tagung von Eppelmann mit allen seinen Kommandeuren am 2. Mai, bei der er ja ausdrücklich gesagt hatte, es wird zwei Armeen nebeneinander geben. Eine Aussage, die die meisten Angehörigen der NVA auch geglaubt haben. Für die kam dann die Tatsache, dass es anders gekommen ist, dass es eine Armee geben wird, sehr überraschend und hat auch einen hohen Vertrauensverlust verursacht.

Man hat Eppelmann zunächst einmal geglaubt und sah damit natürlich bessere Perspektiven für sich selbst, für die Zukunft als sie hinterher eingetreten sind mit der Lösung, die dann gegriffen hat. Ich persönlich hatte keine rechte Vorstellung über das Szenario, das sich ergeben würde, falls zwei parallele Armeen in Deutschland existieren würden. Sicherlich macht man sich darüber Gedanken, wie das gerade als Luftverteidiger, wie das dann funktionieren soll eigentlich, wer gibt die Einsatzbefehle, wer hat in die Autorisierung einzugreifen? Dies war an sich klar, dass dieses nur von Westen aus erfolgen könnte.

Die Frage der NATO-Ausdehnung auf das Gebiet der DDR war natürlich eine ganz wichtige Geschichte, gerade im Zusammenhang mit der Luftverteidigung. Wir als Luftverteidiger haben gesagt, es ist nicht denkbar, dass wir hier zwei Gebiete unterschiedlicher Schutzerfordernisse aber Schutzgarantien haben würden. Das müsse vereinigt werden. Erst als sich dann nach den Kaukasus-Gesprächen herauskristallisierte, dass die Lösung eine andere sein würde als die von Eppelmann angekündigte und dann auch die Zahlen festlagen, mit welchen Stärken kann man denn eigentlich überhaupt rechnen und was muss man dazu tun, um die aufrecht zu erhalten oder abzubauen, also im August/September, hat sich das konkretisiert und erst dann ist über Strukturen intensiv nachgedacht und entschieden worden. Es mag sein, dass im Führungsstab der Luftwaffe vorher schon anderes vorentschieden wurde.

Noch eine Frage zu Ihrer Zeit in Birkenfeld als Divisionskommandeur. Wie wurde dort über die Frage der Vereinigung der beiden Armeen unter den Offizieren diskutiert. Wir wissen, dass die grundsätzliche Haltung zu

diesem Prozess in der Bundeswehr von der Ablehnung bis zu „Wir müssen uns die Hand reichen“ ging, kann man das irgendwie quantifizieren? Generalleutnant a.D. Werner von Scheven hat beschrieben⁴, wie er an der Führungsakademie alle im Clausewitz-Saal zusammengeführt hatte und die dort dann „Dampf ablassen“ konnten. Zum Schluss hat Scheven sich dann nach vorne gestellt – nachdem sich alle, ich sag mal „ausgekotzt“ hatten – und hat gesagt, so muss es sein und es kann nicht sein, wie es einige gesagt haben. Wie ist das bei der Luftwaffe in Birkenfeld gewesen?

Also in Birkenfeld selbst war das natürlich intensiver, weil man abends an der Bar auch darüber redete. Aber das war auch ein Thema innerhalb der gesamten Division. Bei Dienstreisen, bei Truppenbesuchen, Besprechungen und Konferenzen kam das natürlich immer wieder auch hoch, allerdings mehr am Rande.

Zum künftigen Zusammenwirken mit den Soldaten der NVA würde ich mal sagen, so etwa 10-12 % waren strikt dagegen und haben aus eigener Erfahrung gesagt, das können wir nicht, das kann nicht sein. Wir können auf gar keinen Fall in irgendeiner kameradschaftlichen Form, wenn man so will, mit den Soldaten der NVA umgehen. Etwa 50-60 % waren relativ indifferent, mit einer positiven Ausrichtung, wenn es denn sein soll, dann machen wir das halt. Der Rest war teilweise sehr euphorisch: Natürlich müssen wir das tun, natürlich werden wir uns vereinigen und zwar im Sinne von gleichberechtigt, also nicht wie es dann gekommen ist, Auflösung, Aufbau und so fort.

Ich selbst habe es dann von vornherein so gesehen, wie es dann auch gelaufen ist, d.h. es gab eine positive Grundeinstellung gegenüber den Leuten der NVA, bei allen ethischen Unterschieden, die es sicherlich gegeben hat, aber den Anspruch auf Würde, auf Kameradschaft, auf Fürsorge.

Alles in Allem war die Grundstimmung weitgehend positiv. Als meine „Truppe West“ zusammengestellt wurde, mit 350 Mann insgesamt, habe ich zum Schluss den Leuten vom Oberst bis zum Hauptgefreiten gesagt: wenn jetzt einer dabei ist, der glaubt, er könne mit den Soldaten und den Angehörigen der NVA nicht vernünftig umgehen, dann soll er das jetzt sagen, darf rausgehen und ich garantiere, es passiert nichts. Aber wenn wir dort sind und ich höre von einem, der Siegermentalität rauslässt, dann garantiere ich, dass er am nächsten Tag zu Hause ist und die Folgen nicht sehr positiv sein werden. Es ist keiner gegangen und ich habe in der ganzen Zeit, im ganzen Jahr, in dem ich dort war, auch keinen wegschicken müssen. Es hat einige Überzeugungsarbeit bei manchen bedurft, auch bei höheren Offizieren, gerade bei solchen, die durch Nachkriegserlebnisse beeinträchtigt waren. Dies traf im Übrigen ja auch für mich zu; aus Oberschlesien geflüchtet und dann aus dem Sudetenland noch mal vertrieben worden. Aber ich habe das vielleicht anders verarbeitet als andere Kameraden, die das nicht so ohne weiteres haben wegstecken können.

Was haben Sie empfunden, als Sie zum ersten Mal in Birkenfeld Offiziere der NVA gesehen haben, die mit Ihnen sprachen?

Die Empfindungen waren zwiespältig. Im Sommer ist der Kommandeur der 1. Luftverteidigungsdivision [Generalmajor Gerhard Reuschel] aus Cottbus dagewesen. Da war ich gerade im Urlaub und hab ihn nur abends an der Bar in Zivil gesehen. Das war auch von meinen vorgesetzten Dienststellen so beabsichtigt gewesen. Das Treffen sollte noch nicht so offiziellen Charakter haben. Er hatte einige Offiziere aus seinem Stab auch dabei.

Ich war sehr angespannt. Bei allem positiven Wollen: wir müssen zusammenkommen, wir wollen auch zusammenkommen, aber wie werden denn eigentlich die Kameraden sein? Kannst du mit denen überhaupt reden? Ist das eine Unterhaltung unter Klassenfeinden oder findet man eine gemeinsame Basis? Mit diesem General war es schwierig, eine Basis zu finden. Wir waren vielleicht [nur] zwei Stunden zusammen, weil er ein sehr überzeugter Parteigänger der SED war; ein Vorzeigegeneral, der immer wieder in Parteiveranstaltungen vorgestellt wurde als leuchtendes Beispiel, mit Orden versehen und ähnlichem. Der hat auch hinterher diesen ganzen Prozess überhaupt nicht verkraftet. [...] Mit den anderen Offizieren, das waren so 5 oder 6, die mit ihm unterwegs waren, ging das etwas leichter. Insgesamt habe ich festgestellt, dass das übrigens auch

⁴ Werner von Scheven/Joachim Spiering, Die Einheit mitgestalten. Rückblick und Ausblick anlässlich der Kommandoübergabe des Korps-/Territorialkommandos Ost/IV. Korps, Potsdam 1994.

für die Russen galt. Auf einer professionellen Ebene kommt man sehr schnell miteinander ins Gespräch und ins Verständnis. [...] Bei allen Unterschieden, die es da natürlich gibt in der Grundauffassung, in ethischen Auffassungen, man kommt relativ schnell ins Gespräch miteinander und hat dann eine Brücke, über die man gehen kann oder die man beschreiten kann.

Ich war gespannt: wie sind die eigentlich? Und ich muss zugeben, dass ich keine genauen Vorstellungen hatte, was würde mich da eigentlich erwarten? Ich war alles in allem nicht enttäuscht, weil man gemerkt hat, [...] das sind Menschen und Soldaten wie du auch, sicherlich in unterschiedlicher Ausprägung.

Glauben Sie, dass der gerade von Ihnen beschriebene General für die Luftstreitkräfte der DDR sehr untypisch gewesen ist? Meine Frage zielt dahin, wie Sie die Luftstreitkräfte der DDR charakterisieren würden: Haben die eine besondere Rolle innerhalb der Nationalen Volksarmee gespielt, die auch wie in der Bundeswehr, stärker von der Technik und vom Teamdenken her geprägt war oder waren die eigentlichen Unterschiede, was politische Strukturen usw. angeht, zwischen Heer und Luftstreitkräfte stärker ausgeprägt?

Doch ich glaube schon. Überraschenderweise ist das nicht sehr viel anders gewesen, als ich das in der Bundeswehr ja auch erlebt habe. Ich glaube schon, dass die Technik und die Form des Einsatzes auch Einfluss auf das Verhalten im täglichen Dienst hat. Es ist auch klar, ein fliegender Verband agiert anders als ein Infanterieregiment. Die Umgangsform war etwas lockerer als bei den Landstreitkräften, und es gab andere, auch Generale wie Berger in den Luftstreitkräften der NVA, die sich anders aufgeführt haben als dieser General aus Cottbus. Der Generalmajor Dr. Bernd Schwipper, Kommandeur der 3. Luftverteidigungsdivision in Neubrandenburg, war ein ganz anderer Mann. Er war viel mehr für seine Leute da, sehr viel mehr der fürsorgliche Truppenführer, was ja insgesamt in der NVA nicht sehr verbreitet war.

Ich habe das auch in vielen Gesprächen mit Angehörigen der ehemaligen NVA, im Übrigen auch mit General Berger, immer wieder angesprochen. Man kann bestimmte Unterschiede auch in der Moral, in der Auffassung feststellen, da kann man sagen, ihr habt das so gemacht, wir haben das so gemacht, das ist in Ordnung. Eins habe ich den Führern der NVA und den Luftstreitkräften aber nicht verzeihen können: die Art des Umgangs mit den ihnen anvertrauten jungen Soldaten, das ist nicht menschlich gewesen.

Ob jemand ein überzeugter Parteigänger oder Anhänger des Systems gewesen war, wer will das eigentlich beurteilen und verurteilen. Was weiß denn ich, was ich gemacht hätte und was aus mir geworden wäre, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte nach 1945 im Westen Deutschlands aufzuwachsen. Da gibt es keinen Grund zur Überheblichkeit. Ja, ich habe schon gewisse Unterschiede festgestellt, die sich dann auch im gewissen Maße fortgepflanzt haben, nachdem die Kommandeure aus dem Westen übernommen haben.

Ab einem bestimmten Zeitpunkt wurde zwar die Lufthoheit von der westdeutschen Seite für das nunmehr vereinigte ganze Deutschland übernommen, aber sowjetische, später russische Luftstreitkräfte waren weiterhin präsent. Was ist im Vorfeld in irgendeiner Weise auch mit den NATO-Stäben abgesprochen worden? Denn es ist ja eine ziemlich ungewöhnliche Situation, dass dann auf einem Teil des künftigen NATO-Gebiets zunächst einmal noch Luftstreitkräfte des gegenstehenden Bündnisses mit Verantwortung tragen. In welcher Weise hat sich die NATO in diese Verhältnisse eingemengt?

Es wurde relativ rasch Klarheit geschaffen, dass Air Policing, die Ausübung der Lufthoheit über dem Gebiet der ehemaligen DDR, eine rein nationale deutsche Aufgabe sein würde bis zur Integration [der gesamten Bundeswehr] in die NATO, was dann Anfang 1995 erfolgt ist.

Zur Assimilierung der Verbände im Osten war es wichtig, dass die Führungsorganisation der Luftverteidigung Null Uhr Eins am 3. Oktober über einen nationalen Gefechtsstand, der damals in Erndtebrück eingerichtet worden war, ausgeübt wurde. Wir hatten praktisch den der NVA-Luftstreitkräfte/Luftverteidigung in Fuchsbau in Fürstenwalde übernommen. Mit den sowjetischen Streitkräften gab es, soweit ich das weiß, keine größeren Auseinandersetzungen. Nichts was also uns daran gehindert hätte, diese Form von Verantwortung für die Ausübung der Lufthoheit über dem Gebiet der ehemaligen DDR nun wahrzunehmen.

Mit den Russen sind wir sehr schnell zu Übereinkommen über die Abwicklung des Luftverkehrs, die Luftraumkontrolle und ähnliches gekommen. Dazu besaßen wir diese Luftraumkoordinierungsstelle in Wünsdorf, die es schon immer gab. Das war ein irrsinniges Ding: dort wurde ja alles per Hand gemacht und es war ein durchaus sicheres, aber ein unglaublich aufwendiges Ding, das auch zu einer Flexibilität von, sagen wir mal, plus minus Null im Einsatz und Friedensbetrieb der Luftstreitkräfte dort führte. Ich wüsste nicht, dass es zu größeren oder zu irgendwelchen Friktionen gekommen ist.

Wie hat sich das denn praktisch abgespielt? Wie hat man die Sprachproblematik und die andere Einsatzproblematik denn gelöst? Im Luftverkehr kommt es ja auf ein sehr diffiziles Funktionieren an.

Der operative Luftverkehr der Luftwaffe – die NATO-Staaten durften im Osten nicht fliegen – war zunächst einmal außerordentlich eingeschränkt. Wir haben erst recht spät damit angefangen, dann einen größeren Umfang dort auch zu fliegen. Im Grunde genommen waren es Luftverteidigungsübungsflüge. Der erste war noch im Oktober 1990. Also der operationelle Luftverkehr der Luftwaffe West im Gebiet der ehemaligen DDR hat keine so große Rolle gespielt. Das hat sich dann erst im Laufe der Jahre entwickelt, als die Sowjets dann auch schon abzogen, als die alten Geschwader der NVA nicht mehr selbst flogen und alle Flugzeuge zusammengefliegen worden waren, die dann auf Plätzen abgestellt wurden.

Der Übergang in der Kontrolle des zivilen Luftverkehrs ging auch relativ reibungslos. Wir haben später in Tempelhof die Verantwortung dafür von den Amerikanern übernommen und im Bereich der militärischen Flugsicherung zusammen mit den Amerikanern geregelt. Und auch heute [2002] sitzt noch ein Luftwaffenkontingent in Tempelhof, um dort gemeinsam mit den zivilen Stellen Flugsicherung zu betreiben⁵. Was wir lernen mussten, war die Form militärischen Luftverkehrs, wie er im Warschauer Pakt üblich war. Wir konnten uns nicht vorstellen, dass das so strikt von oben gesteuert ablief. Flexibilität war wirklich nicht gefragt, das hat später auch zu etwas härteren Konsequenzen geführt. Z.B. bei der Übernahme von Flugzeugführern der NVA in die Jet-Verbände der Bundeswehr der Luftwaffe. Die meisten haben das nicht geschafft, weil sie das Maß an Flexibilität, das unseren Flugzeugführern abverlangt wird, einfach nicht aufbringen konnten. Bei der MiG-29 war es ein bisschen anders, aber soweit ich weiß, sind nur insgesamt 16 ehemalige Flugzeugführer der NVA-Luftstreitkräfte übernommen worden oder haben die Ausbildung im Westen geschafft und sind dann auf Tornado und Phantom eingesetzt worden. Die MiG-29-Piloten haben wir übernommen, fast ohne Ausnahmen, ich glaube 20 Piloten.

Sie haben gesagt, die Lufthoheit über dem Beitrittsgebiet wurde durch die Bundeswehr aus dem Gefechtsstand in Erndtebrück sichergestellt. Sie selbst haben den Gefechtsstand in Fürstenwalde betrieben. Hat am Anfang keine Möglichkeit bestanden, Luftlagedaten aus Fürstenwalde nach Erndtebrück zu geben? Auf der anderen Seite: auf dem Territorium der ehemaligen DDR gab es russische Maschinen und die NVA. Sie waren verantwortlich dafür, dass vom 2. auf den 3. Oktober 1990 die Leitungen in den Gefechtsstand bei Moskau gekappt werden. Wie muss man sich das vorstellen, woher kriegt Erndtebrück die Daten, um bei unterstellten Vorkommnissen reagieren zu können und konnte der Gefechtsstand diese dann dort hinschicken, wo sie hingehörten?

Das ganze Luftverteidigungssystem der NVA-Luftstreitkräfte war auf dem „Arkona“-System aufgebaut. Als relativ modernes System existiert es im Übrigen in abgewandelter Form und verfeinerter Form noch heute [2002] und wird in den Luftverteidigungsgefechtsständen der Luftwaffe eingesetzt. Das war ein ausgesprochen taugliches System. Ein solches Endgerät haben wir auch in Erndtebrück aufgestellt. Man konnte die Luftlagedaten nicht in das Luftlagenetz West einspeisen, sondern in Erndtebrück saß also das nationale Section Operation Center (SOC), das für das Beitrittsgebiet zuständig war. Im Großen und Ganzen hat es erstaunlich gut funktioniert, ohne größere Zwischenfälle, auch weil sich die sowjetischen Luftstreitkräfte sehr strikt an die Vorgaben gehalten haben. Der NATO war klar, dass sie überhaupt keine Rechte [im Beitrittsgebiet] hatte. Deswegen waren auch die nationalen Zellen im SOC von denen des NATO-Luftverteidigungsgefechtsstandes Erndtebrück räumlich voneinander getrennt. Auch arbeitete

⁵ Dieses wurde aufgelöst. Die Aufgabe wird heute (2019) durch den Einsatzführungsbereich 3 in Schönewalde wahrgenommen.

verschiedenes Personal darin. Es war nicht so problematisch wie sich das anhörte und wie ich es auch gedacht hatte, dass es sich entwickeln würde. Es ging besser als erwartet.

Waren das deutsche Lagezentrum in Erndtebrück und das bei den sowjetischen, später russischen Streitkräften in Deutschland in Wünsdorf nur technisch miteinander kooperationsfähig oder gab es da auch Verbindungsleute? Wie wirkte sich so etwas Wesentliches wie die Sprachbarriere und die unterschiedlichen Auffassungen bei der Koordination der Luftlage aus? Gab es in den deutschen Zentren eine Zelle ehemaliger ostdeutscher Luftlagespezialisten unter westdeutscher Führung?

Diese Koordination zwischen uns und den sowjetischen Luftstreitkräften wurde in Wünsdorf in der Luftraumkoordinierungsstelle betrieben. Sie hatte übrigens als erste ein gemeinsames Wappen, mit sowjetischem Emblem, also Hammer und Sichel, und schwarz, rot, gold und Eisernem Kreuz. Diese Luftraumkoordinierungsstelle hat im Grunde genommen alle militärischen Flugbewegungen zumindest der Russen oder der Sowjets für einen Tag im Voraus festgelegt und davon durfte nicht abgewichen werden.

Nun war die ganze DDR übersät mit militärischen Flugplätzen, vor allem der sowjetischen Luftstreitkräfte, und das führte dazu, dass an einem Tag ein Flugplatz fliegen durfte und am nächsten Tag dann der andere, der daneben lag, und so wechselte es von Tag zu Tag quer durch die ganze DDR. Wenn also am Montag Werneuchen dran war mit Flugbetrieb und es war schlechtes Wetter, dann konnten die nicht fliegen. Die konnten am Dienstag aber auch nicht fliegen, weil dann die beiden nächstgelegenen Flugplätze dran waren. Das heißt, die konnten erst wieder am Mittwoch fliegen und dann am Freitag, wenn die dann Mittwoch schlechtes Wetter hatten, aber Dienstag und Donnerstag gutes, dann konnten sie halt eine Woche nicht fliegen. Und jede Flugbewegung war genauestens vorgeplant nach Zeit, nach Ort, nach Höhe, nach Richtungswechsel usw. Es war ein durchaus sicheres System, solange sich die Leute darangehalten haben, weil es sicherstellte, dass zu einem Zeitpunkt an einem Ort nur eine Maschine sein konnte. Dass es trotzdem zu Unfällen gekommen ist, war dann mangelnde Disziplin derjenigen, die das Flugzeug bewegten.

Die Luftraumkoordinierungsstelle war eine gemeinsame Stelle von Sowjets (Russen) und Deutschen. Sie stand unter dem nominellen Kommando eines Luftwaffenoffiziers aus dem Westen. Die tatsächliche Arbeit machte der bisherige ehemalige NVA-Oberst [Stagenow?] vor Ort. Das hat gut funktioniert. In der Zentrale des Hauses wurde auf riesigen Plexiglasscheiben jede Flugbewegung per Hand eingetragen. Es wurden Flugwege eingezeichnet in verschiedenen Farben – wer, wann, wo? – und es stand auch immer dran, wer, wann, wo auch fliegen durfte. Es war ein unglaublich starres System mit relativ hohem Sicherheitsgrad. Letzen Endes waren wir dann diejenigen, die die Flüge genehmigen durften. Aber Probleme in der Zusammenarbeit in dieser Luftraumkoordinierungsstelle hat es kaum gegeben. Das ging gut miteinander.

Wie verlief die Zusammenarbeit zwischen den Gefechtsständen und der Koordinierungsstelle für den Luftverkehr?

Verbindungen zwischen dem russischen oder sowjetischen Radarführungsdienst und unserem eigenen gab es eigentlich überhaupt nicht. Kein Datenaustausch untereinander, denn das hätte natürlich wieder gegenseitigen Zugang zu Dingen erfordert, die nicht sein durften. Wenn etwas fraglich war, dann ist das über den Gefechtsstand in Fürstenwalde mit dem sowjetischen Gefechtsstand in Wünsdorf und anderen geklärt worden. Querverbindungen gab es nicht, es gab auch keine Querverbindungen z.B. zwischen Flugabwehrraketenverbänden. Auch dieses war ein Grundsatzproblem, weil eigentlich die gesamte Luftkriegführung im Falle des Falles von den Sowjets ausgegangen wäre. Die NVA hatte da nicht viel zu sagen.

Mein Vorgänger sagte mir, er habe keine Ahnung über die Operationspläne. Die beiden Jagdbombergeschwader der NVA wären sofort unter sowjetische Kontrolle gekommen. Da hätte die NVA überhaupt nichts mehr dazu sagen können. Die Luftverteidigung war in Zonen eingeteilt, abgegrenzt voneinander. Innerhalb dieser Zonen wäre in relativer Selbständigkeit alles, was Sowjets oder Deutsche anging, abgelaufen. Nur dann, wenn es überschreitend gewesen oder zu Überschreitungen gekommen wäre oder auch Verlagerungen von Einsatzschwerpunkten, wäre das von den Sowjets gemacht worden.

Zur Organisation: Es gab zunächst durchaus Überlegungen bei den Führungsstäben der Teilstreitkräfte im BMVg, möglichst rasch die Dinge in den neuen Ländern in die eigene Hand zu bekommen, während der Führungsstab Streitkräfte darauf bestanden hat, dass es eine bundeswehreinheitliche Führungsform und Kommandobehörde geben muss, nämlich ein Bundeswehrkommando Ost. Darauf haben sich die anderen Teilstreitkräfte dann eingelassen, aber ich glaube, es ist nicht ganz ohne Friktionen abgegangen. Wie schätzen Sie denn diese organisatorische Problematik ein?

Das hat in der Tat auch gelegentlich zu Friktionen geführt. Die Vorgabe von meinem Inspekteur war, möglichst rasch in eigene Verantwortung zu gehen. Und so ist die 5. Luftwaffendivision ja am 1.4.1991 in Dienst gestellt worden; auch meine mir unterstellten Verbände, 7 insgesamt – ein viertel Jahr, bevor das Bundeswehrkommando Ost aufgelöst wurde.

Man wollte relativ rasch Selbständigkeit herstellen. Die Frage der einheitlichen Führung war sicherlich umstritten im Ministerium oder zwischen den Führungsstäben. Die zentralistischen Bemühungen des Führungsstabs Streitkräfte waren offensichtlich. Ich habe etwa zwei Wochen vor dem 3. Oktober ein längeres Gespräch mit Generalleutnant Jörg Schönbohm gehabt⁶. Wir haben uns dann geeinigt, dass natürlich er der Boss im Osten sein würde, ohne Wenn und Aber, aber dass er mir innerhalb bestimmter Grenzen freie Hand geben würde. Dasselbe ist dann wohl auch bei der Marine passiert. Und ich habe ihm gesagt, ich komme nur dann zu Ihnen, wenn ich Sie wirklich brauche. Natürlich wurde das immer wieder abgeglichen und wir hatten ja auch unsere regelmäßigen Kommandeursbesprechungen bei Schönbohm.

Ich habe also innerhalb bestimmter Grenzen sehr freie Hand gehabt, im Übrigen auch gegenüber der Luftwaffenführung, die mir auch freie Hand gelassen hat. Ich hatte damals einen Titel gehabt, so etwas Schönes gibt es nicht noch mal. Ich hieß damals: „Kommandeur Luftstreitkräfte/Luftverteidigung - Vorbereitungsstab 5. Luftwaffendivision“. Kommandeur 5. Luftwaffendivision gefiel mir dann hinterher besser. Viele Dinge, die unmittelbar gelaufen sind zwischen mir und den Inspekteur, zwischen mir und dem Chef des Stabes Fü L [Generalmajor Detlef Wibel], zwischen mir und [Brigade-]General Kleppien⁷, als dem Planer und dem Verantwortlichen für Übernahme Ost führten gelegentlich zu Ärger zwischen uns.

Diesen gab es auch zwischen uns und Schönbohms Stab, also nicht Schönbohm selber, sondern mit seinem Chef des Stabes, ein Luftwaffenoffizier, Generalmajor Peter Jacobs⁸, der natürlich darauf bedacht war, seine zentrale Befehlsbefugnis so weit wie möglich auszudehnen. Er wollte die nachgeordneten Divisionen an etwas kürzeren Zügeln führen. Das ging eigentlich nicht immer zugunsten der Luftwaffe aus. Es hat jedoch keinen nachhaltigen Ärger gegeben, wir haben uns dann eigentlich immer durchgesetzt.

Schönbohm brauchte ich eigentlich nur zwei Mal. Er hat dann wirklich sein Kreuz unheimlich breitgemacht. Das eine war eine dienstlich interne Geschichte, über die ich auch nicht weiter sprechen möchte. Aber das zweite war die Frage, [...] was machen wir eigentlich mit den Kampfflugzeugen der NVA? 450 Kampfflugzeuge, das muss man sich mal überlegen, soviel hat die Luftwaffe heute [2002] insgesamt nicht mehr. Das war eine Luftwaffe für sich, bis auf die MiG-29, das war der Sonderfall; aber die MiG-21, die MiG-23, die SU-22, die L 39. Es musste entschieden werden, was passiert eigentlich damit?

Unsere Absicht war, alle Maschinen soweit wie möglich auf vier Flugplätzen zu konzentrieren. So ist das dann auch gekommen. Aber das Problem war, dass das Ministerium – und hier insbesondere die Rüstungsabteilung – sich nicht entscheiden konnte, was man mit den

⁶ Generalleutnant Jörg Schönbohm (1937-2019), damals Kommandeur des Bundeswehrkommandos Ost in Strausberg und damit höchster Soldat im Beitrittsgebiet. Mende und Schönbohm kannten sich seit der gemeinsamen Ausbildung zum Generalstabsoffizier an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg. Über seine Zeit und damalige Aufgabe verfasste er Memoiren: Jörg Schönbohm, Zwei Armeen und ein Vaterland. Das Ende der Nationalen Volksarmee, Berlin 1992, sowie Ders., Wilde Schwermut. Erinnerungen eines Unpolitischen. Mit Beiträgen von Eveline Schönbohm. Landt, Berlin 2009.

⁷ Brigadegeneral Björn-Axel Kleppien, damals Stabsabteilungsleiter VI im Führungsstab der Luftwaffe, war ab 1991 bis 1994 Mendes Nachfolger als Kommandeur der 5. Luftwaffendivision.

⁸ Peter Jacobs (*1938), war seit 1990 als Brigadegeneral Chef des Stabes und Stellvertretender Befehlshaber des Territorialkommandos Süd in Heidelberg und wechselte zum 3.10.1990 in das Bundeswehrkommando Ost. Er war abweichend von Mendes Aussage „nur“ Brigadegeneral.

Flugzeugen machen soll. Anbieten zum Verkauf, Verschrottung und Ähnliches? Bestimmte Zahlen mussten ja auch verschrottet werden, gebunden durch die Abrüstungsübereinkommen.

Also was machen wir eigentlich mit diesen Flugzeugen? Das Problem war, dass die Lizenzen der Flugzeugführer abliefen, weil sie nicht mehr genügend geflogen hatten, sie hatten nicht genug Flugstunden und hätten die Maschinen nicht mehr bewegen können. Die Entscheidung kam nicht. Bis ich dann zu Schönbohm marschierte und sagte, also Herr General, wenn das jetzt nicht innerhalb von 14 Tagen erfolgt, dann stehen die Maschinen auf allen Plätzen rum, auf denen sie heute sind. Das waren 12 oder so, würden vor sich hinrotten, aber wir werden sie nie wieder bewegen können. Und da hat er sein Kreuz breitgemacht, durch entsprechende Anrufe, dann wissen lassen, wenn ich nicht bis, das war wohl am Freitag, bis Dienstag die Genehmigung habe, dann erteile ich den Befehl. Und siehe da, am Dienstag war die Genehmigung da und die Maschinen wurden zusammengefliegen. Dass da nichts passiert ist, wundert mich heute noch, denn es war für die allermeisten Flugzeugführer, das wussten die alle, der letzte Flug ihres Lebens. Und wir hatten immer die Befürchtung, einer könnte sagen, also wenn das schon so weit ist, dann mache ich nichts mehr. Es ist nichts passiert, die Maschinen sind zusammengefliegen worden. Aber die Verwertung ist eine andere Geschichte. Die meisten sind an Museen gegangen; in alle Welt, bis Australien.

Schönbohm war Befehlshaber Ost und damit Ihr truppdienstlicher Vorgesetzter. Die Musik hat aber wahrscheinlich wo anders gespielt. Wie ist das, nach dem Motto zu verfahren, eigentlich ist es egal. Der Befehlshaber ist hier; eigentlich wird aber im Fü L entschieden, was passiert, oder wohin haben Sie gemeldet? Haben Sie parallel gemeldet und von wo kam die Informationen, wie Sie sich zu verhalten haben? Kamen die über den Chef des Stabes im Bundeswehrkommando Ost oder kamen die aus Bonn?

Sie kamen zu großen Teilen aus Bonn vom Führungsstab Luftwaffe und teilweise auch über das damalige Luftflottenkommando in Köln-Wahn. Da hatte ich dann auch noch einen, wenn Sie so wollen, zukünftigen Vorgesetzten, nämlich den Kommandierenden General des Luftflottenkommandos [Generalleutnant Walter Schmitz]. Wir haben, was die grundsätzlichen Fragen von Organisation, von Einsatzbetrieb, von Ausbildungsbetrieb anging unter Beteiligung des Bundeswehrkommandos Ost, Dinge gehabt, wie Übernahmeformalitäten, wie machen wir das eigentlich, wem bieten wir warum an, bei uns weiter Dienst zu tun?

Zur Inneren Führung und dem Umgang miteinander: Wie lief das und welche Rolle besaß Schönbohm dabei?

Es war eine zweigeteilte Geschichte: Schönbohm hat uns da sehr viel freie Hand gelassen. Er wollte informiert sein, er wollte wissen, wenn es Probleme gab und er wollte helfen, wenn es notwendig war. Für die allgemein militärischen Fragen war das Bundeswehrkommando Ost zuständig. Fragen der Organisation des Abbaus, der Auflösung, des Umbaus, des Aufbaus wurden im Wesentlichen auf dem luftwaffeninternen Strang vorbereitet. Zur Entscheidung gebracht wurde natürlich nichts bei mir, sondern im Ministerium oder in Zusammenarbeit mit dem Bundeswehrkommando Ost. Verwaltung und Ähnliches war natürlich auf dem truppdienstlichen Strang zu bearbeiten, also über das Bundeswehrkommando Ost. Unser Bestreben in der Luftwaffe war, die Dinge, die sein mussten, so schnell wie möglich zu machen; nicht lange zu warten mit Auflösungen; nicht lange zu warten mit Umbauten, mit Neuaufbauten und Ähnlichem, sondern so schnell wie möglich zu Rande zu kommen. Dazu gibt es ein schönes Wort: „Wenn du Grausamkeiten begehen musst, dann begehe sie sofort.“ Ich glaube, das war auch richtig, [und] letzten Endes war es wohl doch der richtige Weg. [...]

Zum Stichwort Masterplan: Gab es einen konkreten Auftrag an Sie und mit welchen Prioritäten wurde in diesem Auftrag gearbeitet?

So etwas wie einen übergreifenden Masterplan [...] gab es nicht. Es gab bestimmte Absichten, die zu verfolgen waren. Ich hätte das auch nicht für gut gehalten, weil niemand genügend Erfahrung hatte mit dem, was wir vorfinden würden. Wir konnten uns nicht vorstellen, wie abgeschottet die verschiedenen Dienstteilbereiche innerhalb der NVA-Luftstreitkräfte gewesen sind. Dieses sozialistische Prinzip, das hatten wir einfach nicht drauf, dass die Flugabwehrraketenleute nicht wussten, was die Radarführer tun, die Radarführer nicht das, was die Pioniere machten, die Pioniere

schon gar nicht das, was die fliegenden Verbände taten. Das waren ja alles selbständige Kader und das Herrschaftswissen lief erst ganz oben zusammen, so dass also der Chef Flugabwehrraketentruppen in meinem Stab im Grunde genommen nicht wusste, was der Chef der fliegenden Verbände der Luftverteidigungsverbände eigentlich tat. Zusammen lief das dann erst beim Kommandeur und seinen unmittelbaren Mitarbeitern.

Wenn wir von vornherein versucht hätten, das mit dem Überstülpen westlicher Verfahrensweisen zu regeln, hätten wir Schiffbruch erlitten. Insofern war es nicht sehr unterschiedlich zur Marine. Wir haben erst einmal eine Bestandsaufnahme machen müssen, und wir haben das dann mit denjenigen Obersten der NVA-Luftstreitkräfte, die noch im Dienst waren, sehr intensiv diskutiert.

Ich übrigens mit meinem Vorgänger [dem bisherigen Chef NVA-Luftstreitkräfte/Luftverteidigung, Generalleutnant Rolf Berger] auch, den ich ja noch bis Ende Juni 1991 als meinen persönlichen Berater mit meinem Vertrag zur Seite stehen hatte. Wir haben uns sehr eng beraten, was wann zu machen ist, wie das ablaufen sollte, wo auch bestimmte Prioritäten zu setzen seien aus personellen Gründen, aus materiellen Gründen, aus Gründen der Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung. Im Grunde genommen ist der Plan, wann was wo gemacht wird, auch erst im Herbst 1990 entstanden. Es war für alle, die auch im Ministerium oder im Luftflottenkommando, aber hauptsächlich im Ministerium, übrigens auch aus der Personalabteilung, Entscheidungen zu treffen hatten, immer wieder ein Aha-Erlebnis zu uns zu kommen und die völlig unterschiedlichen Bedingungen kennenzulernen. Auch ich konnte mir das einfach nicht vorstellen, wie das eigentlich sein sollte. Ich war zum ersten Mal am 28. September im Kommando Luftstreitkräfte/Luftverteidigung in Strausberg, um dort mit General Berger und seinen Leuten, insbesondere dem Oberst Wünsche, der Dreh- und Angelpunkt für das Gelingen der ganzen Geschichte war, zusammengetroffen und habe dann erst mal gesehen, was ist denn nun wirklich da, wo liegt was. Nein, einen großen Plan, wann was wo zu geschehen hat, habe ich nicht mitbekommen.

Ein Plan oder eine Vorgabe müssen Sie doch gehabt haben, was die MiG-29 z.B. betrifft. In welchem Zusammenhang stand die Übernahme oder Nichtübernahme der MiG-29 und Ihre Funktion als Kommandeur dieser 5. Luftwaffendivision.

Die Frage der Übernahme MiG-29⁹ war am 3. Oktober 1990 überhaupt nicht entschieden. Sie ist auch erst sehr spät entschieden worden. Es war eigentlich von Anfang an klar, dass wir alle anderen Kampfflugzeuge nicht in unseren Dienst übernehmen würden und dies aus zwei Gründen: Erstens, weil die Luftwaffe voll war mit den Flugzeugen, die sie haben durfte und zweitens, weil die Maschinen der NVA weiter technisch unterlegen waren gegenüber Tornados oder auch der F-4F Phantom.

Mit der MiG-29 war es nicht so einfach, wie es sich im Nachhinein vielleicht angehört hat. Wir haben als Vorbereitungsstab 5. Division damals im Winter/Herbst 1990 schon erheblich Einfluss genommen auf die Entscheidung, die MiG-29 beizubehalten. Es gab erhebliche Widerstände in der Luftwaffe, weil sich dann ja auch herausgestellt hat, dass das Weiterbetreiben der MiG-29 eine sehr teure Sache war. Wir wollten uns nicht abhängig machen von der Sowjetunion, von Russland, von der Ukraine; oder wer auch immer dort in der Versorgung eine Rolle spielte. Das war mehr eine politische als eine operationelle Entscheidung, die dann letzten Endes getroffen worden ist. Es hieß ja zunächst dann „Erprobungsgeschwader MiG-29“ [in Preschen]. Wir wollten erst sehen, was läuft damit.

Es war auch klar, dass wir nur eine gewisse Zeit die Transportmaschinen weiterbetreiben wollten. Die großen Passagiermaschinen, die Iljushin 62, sind auch sehr schnell, relativ schnell außer Dienst gestellt worden. Die Tupolew 134 sind nach Vietnam verkauft worden. Und die Tupolew 154 haben wir ja noch geflogen, bis die eine Maschine, die als Open Sky-Maschine umgebaut worden war, vor Namibia mit der amerikanischen C-141 zusammenstieß. Übrigens 14 Tage vor meiner Pensionierung, das war kein schöner Abschied.

⁹ Vgl. Oliver Bange, Die MiG-29 in der Bundesluftwaffe und das Problem einer Sicherheitspartnerschaft mit Russland 1989-1998. In: Eberhard Birk und Heiner Möllers (Hrsg.), Luftwaffe und Luftkrieg, Berlin 2015 (= Schriften zur Geschichte der Deutschen Luftwaffe, Band 3), S. 190-206.

Es war auch klar, dass wir die Flugabwehrraketenverbände bis auf die beiden SA-5-Geschwader mit ihren unheimlich weitreichenden Flugabwehrraketen¹⁰, die wir in Ladeburg und in der Nähe von Rostock beibehalten wollten, außer Dienst stellen würden. Es war zudem klar, dass wir die beiden Pionierbataillone, die im Übrigen hier in Potsdam gesessen haben, Luftwaffenpioniere, die auch Flugplätze gebaut haben und ähnliches, auch nicht über das Frühjahr 1991 hinaus beibehalten würden; den Radarführungsdienst im Großen und Ganzen weiter betreiben würden, weil es keine andere Möglichkeit gab. Ein Versorgungsregiment musste installiert werden, zusammengefasst aus vielen unterschiedlichen Institutionen der NVA-LSK.

Also, es gab bestimmte Rahmenbedingungen, aber die Entscheidung, wann, wo, was, ist erst im Oktober/November 1990 endgültig getroffen worden. Vorher wäre es auch nicht sinnvoll gewesen.

Waren die Argumente gegen die Weiternutzung der Mig-29 hauptsächlich auf der Fliegerei begründet oder spielten da irgendwie rüstungspolitische Interessen eine Rolle?

Aus operationeller Sicht gab es keine Frage, die MiG-29 weiter zu fliegen, weil es ein für seine Aufgabe außerordentlich fähiges Flugzeug ist, was wir in der Luftwaffe sonst nicht hatten. Im Vergleich zur F-4F Phantom ist das natürlich eine Generation weiter gewesen. Aber die MiG-29 war im Grunde genommen, so wie sie damals war, ein Flugzeug für eine erweiterte Objektverteidigung gewesen. Das haben viele gar nicht eingesehen oder nicht gewusst oder nicht wahrhaben wollen. Sie hatte keine externen Tanks, sie konnte nicht länger als eine Stunde in der Luft bleiben. Wenn sie im Luftkampf war, musste sie spätestens nach 40 Minuten wieder auf dem Boden sein, weil der Sprit alle war. Aber innerhalb dieses Rahmens ist sie natürlich ein hervorragendes Flugzeug gewesen.

Es ging also um zwei Dinge: Das Eine war die Furcht vor der Konkurrenz der MiG-29 innerhalb der Luftwaffe. Da gab es schon Vorbehalte bei einer ganzen Reihe von Leuten und damit verbunden auch die nicht ausreichende Information über die Fähigkeiten dieses Flugzeuges und dessen Aufgabe. Und das Zweite waren rüstungspolitische Vorbehalte in der Tat, dass man sagte, also wir können uns nicht von den Russen abhängig machen, denn wir sind natürlich hinsichtlich der Ersatzteilversorgung, der Wartung, der Pflege, der Reparaturen abhängig von der russischen Industrie, auch der ukrainischen übrigens, was die Triebwerke anging. Man wollte sich das nicht ans Bein binden und es gab eine dritte kleine Fraktion. Sie vertrat die Auffassung, wie man noch in einem Leitartikel von Karl Feldmeyer in der FAZ vom September 1990 nachlesen kann: Auflösen ohne Rest, was denn sonst. Von der NVA dürfe nichts übrigbleiben. Diese Auffassung hat Feldmeyer allerdings später korrigiert, nachdem er mal bei uns im Stab gewesen ist. Diese Fraktion gab es auch, die aus ideologischen Gründen gar nichts übernehmen wollten.

Könnte es nicht auch sein, dass die Weiternutzung der MiG-29 neben dem, was Sie gerade geschildert haben, darin begründet war, dass die westlichen Alliierten ein besonderes Interesse daran hatten, sie als „Sparringspartner“ zu nutzen? – Denn im Kosovo-Krieg gelang es dann ja, die jugoslawischen MiG-29 total am Boden festzuhalten. Gab es also eine militärpolitische Begründung für die Weiternutzung der MiG-29?

Ja, auch das hat es gegeben. Als Kommandeur der 2. Luftwaffendivision war ich gleichzeitig auch Kommandeur des SOC 4 in Meßstetten, also NATO-Befehlshaber. Als solcher wurde ich auch zu den halbjährlichen Besprechungen der 4. Allied Tactical Air Force der NATO in Heidelberg eingeladen. Im November 1990 fand eine solche Besprechung wieder statt. Ich war inzwischen im Osten, aber ich wurde natürlich eingeladen und da bin ich auf höchstes Interesse der Amerikaner, der Kanadier und anderer Nationen an der MiG-29 gestoßen. Sicherlich ist das ein Interesse gewesen, etwas mehr über dieses Standardjagdflugzeug, das modernste Jagdflugzeug der Warschauer Pakt-Streitkräfte, zu erfahren. Wir hätten sicherlich schon im November 1990 kein Problem gehabt, mit der MiG-29 gegen die amerikanischen F-16 oder so was in Westdeutschland zu fliegen, aber das ging natürlich nicht. Sparringspartner waren sehr gesucht, aber hier hatte es doch eine ganze Zeit gedauert, ehe das realisiert werden konnte. Inwieweit das Interesse der

¹⁰ Die SA-5, NATO-Code Gammon, war eine Flugabwehrrakete mit einer Reichweite von deutlich über 100 Kilometern. Die Bundeswehr hat sie in der Übergangsphase weiter genutzt und dann 1993 ausgemustert.

NATO-Partner einen Einfluss gehabt haben könnte auf die Entscheidung, die 29 weiter zu betreiben, kann ich nicht sagen. Ich glaube nicht, dass das den Ausschlag gegeben hat.

Und es hat sich für eine Reihe von Luftwaffen des ehemaligen sozialistischen Lagers als sehr positiv herausgestellt, dass wir die MiG-29 weiter betrieben, weil wir ein eigenes logistisches Konzept für sie erarbeitet haben. Die NVA hatte zum Beispiel die Vorgabe, die Triebwerke der MiG-29 nach 350 Flugstunden in die Industrie zur Wartung, zur Prüfung, zur Überholung zu geben. Das ist von uns ausgedehnt worden auf „bei Bedarf“. Und das haben andere Luftwaffen wie Ungarn, die Tschechen, die Polen von uns übernommen. Selbst die Russen haben dann um Rat gefragt, wie macht ihr das eigentlich? Das hat dann zu erheblichen Einsparungen im Betrieb geführt, auch bei anderen Luftwaffen. Die Ungarn sind uns heute noch sehr dankbar, dass sie die ersten waren, die dann mit uns darüber reden konnten und das auch übernehmen konnten, was wir taten.

Die Luftwaffe hatte eine Menge an Infrastruktur zu übernehmen: zunächst einmal das, was unmittelbare Infrastruktur der NVA war, und dann die Luftwaffeninfrastruktur der sowjetischen/russischen Truppen. Welche Rolle hat das für Sie gespielt? Waren diese Infrastrukturfragen an die Bundesvermögensverwaltung abzugeben? War es für Sie die Frage, was machen wir mit dem, was wir nicht halten wollen – oder anders gefragt: wer übernahm die Verantwortung für die ganzen ökologischen Folgen und diese Dinge. War das ein zentraler Punkt, der auf Ihrem Schreibtisch und in Ihrer Führungskompetenz lag oder konnten Sie sich da relativ schnell bei anderen abstützen?

Ende des Jahres 1990 war uns klar, was wir von der NVA-Infrastruktur auf Dauer beibehalten wollten. Hier hat auch der General Berger sehr geholfen, als er eine Expertise dazu verfasste über die Zustände der Flugplätze der NVA-Luftstreitkräfte. Er gab uns Empfehlungen, was man da nehmen sollte. Wir haben uns ja letzten Endes entschieden, kaum etwas zu übernehmen. Im Grunde genommen waren es dann nur Laage als Flugplatz und Trollenhagen/Neubrandenburg, als nicht dauernd belegt, und Holzdorf als Transporterplatz. Es war eigentlich recht schnell klar, dass diese drei Flugplätze beibehalten werden sollten.

Ähnliches galt für die Flugabwehrraketstellungen. Das gab es ein riesiges ökologisches Problem mit dem Treibstoff. Das hat uns wirklich mal nicht schlafen lassen. Die Gefährlichkeit dieses Flüssigkeitstreibstoffs für die SA 2 war uns überhaupt nicht klar, was da passieren könnte und in welchen erbärmlichen infrastrukturellen Zustand die Tanklager zum Teil gewesen sind. Das war eine haarige Geschichte bis das erledigt war.

Es gab dann Auseinandersetzungen über bestimmte andere Flugplätze; Brandenburg-Briest zum Beispiel hatte eine große Lobby. Unser Bestreben war es, das was wir nicht auf Dauer beibehalten würden, so schnell wie möglich ins Bundesvermögen abzugeben. Das hat sich im Großen und Ganzen auch realisieren lassen.

Was die Infrastruktur der Sowjets anging – auch hier gab es Untersuchungsaufträge aus den Ministerien, was man denn übernehmen sollte oder könne –, war nicht so operationell bedingt, sondern aus politischen Gesichtspunkten heraus. Man sagte, wir können ja nicht alles, was die Russen genutzt hatten, verfallen lassen oder nicht weiter nutzen. Letzten Endes haben wir uns aber gegen eine Weiternutzung entschieden. Wenn man den Zustand von Flugplätzen der Westgruppe der Truppen von innen hat ansehen können, dann war klar, dass das viel Geld verschlingen würde und dass man tunlichst die Finger davon lassen sollte. Auch dieses hat sich noch etwas länger hingezogen, auch dann noch während meiner anschließenden Zeit im Ministerium. Es ging um Flugplätze wie Jüterbog, es ging um den einen oder anderen, ich habe sie nicht mehr alle im Kopf. Aber ob man denn nicht doch was übernehmen sollte, auch Truppenunterkünfte. Das Heer hat welche übernommen, soweit ich weiß, die Luftwaffe von der Westgruppe überhaupt nichts, was sicherlich auch richtig war. Das war in einem solch erbärmlichen Zustand und ich weiß nicht, wie viele Millionen Mark inzwischen in den Ausbau von Laage geflossen sind. Das dürften so um die 250 Millionen Mark sein oder sogar noch drüber, obwohl Laage ja der neueste und modernste Flugplatz der NVA war. Er war zwar ganz neu und erst ein paar Jahre alt. Aber das auf westlichen Standard zu bringen, hat schon so viel Geld gekostet. Ein Flugplatz der Russen oder Sowjets zu übernehmen und auf Standard zu bringen - da war es gar nicht abzuschätzen, wie viel Geld das gekostet hätte. Und die ökologischen Altlasten, die wären nicht beherrschbar gewesen.

Noch eine Nachfrage zu den SA-5, die ja als Platzhalter für später einzuführende moderne westliche Systeme gedacht waren. Waren sie als Platzhalter, wegen ihrer Infrastruktur oder aus operationellen Gesichtspunkten, oder aus beiden Punkten gedacht?

Was waren die Grundlagen der Entscheidung sie zu übernehmen oder nicht? Dazu gibt es ja psychologische oder entwicklungspolitische Gründe nach dem Motto, bestimmte Regionen sind so leer, da müssen wir auch eine Verantwortung für künftige Beschäftigungspolitik mit übernehmen. Die zweite Möglichkeit, die mit Blick auf Wittstock [und seinen großen Truppenübungsplatz] im Heeresbereich auch diskutiert wurde. Vielleicht entstehen hier Übungsmöglichkeiten unter besseren Konditionen als in der alten Bundesrepublik, weil die Bevölkerung vielleicht noch „leidensbereiter“ ist, sagen wir es mal so. Mit Blick auf die Raketen waren es operationelle Gesichtspunkte. Man hätte sich ja auch vorstellen können, egal, was immer an europäischer Bedrohungslage stattfindet, in jedem Fall ist eine potenzielle Bedrohung nach wie vor eher aus dem Osten zu erwarten, als aus dem EU-befriedeten Westen. Damit hätte sich ja eine Luftwaffeninfrastruktur in Ostdeutschland vielleicht anbieten können.

Es ist sicher eine Mischung gewesen aus den beiden Beweggründen. Operationelle Gründe haben bei Vielem eine Rolle gespielt, gerade bei der SA-5. Ich hätte gerne die SA-6 weiter gehalten, aber die gehörte uns ja nicht, die war beim Heer. Es war also einmal die Platzhalterfunktion, denn die beiden Stellungen SA-5 im Nordteil der DDR besaßen ein riesiges Gelände. Da konnte man also Übungsstellungen eines ganzen Bataillons oder heute einer ganzen Flugabwehrraketengruppe unterbringen. Man hat viel Infrastruktur sparen können, weil wir keine festen Einsatzstellungen mehr bauen wollten [und auch nicht mehr benötigten]. Das war damals schon vorbei, es wäre auch im Westen nicht mehr weiterverfolgt worden, was [bis zu dieser Zeit] noch nicht fertig war. Das waren die Gründe. [Zudem wollten wir] das ganze, sehr weit reichende System ein bisschen kennenlernen.

Die Frage war dann: Wo stellen wir eigentlich was hin und aus welchen Gründen?

Die Luftwaffe brauchte noch einen weiteren Übungsplatz für die fliegenden Verbände¹¹. Das war im Westen¹² schon sehr eingeschränkt. Wo darf sie denn eigentlich noch tief fliegen, wo darf sie noch Bomben abwerfen, wo darf sie Zielübungen vornehmen? Die höhere Leidensfähigkeit der Bevölkerung würde ich nicht so sehr sehen, wohl aber die [geringe] Siedlungsdichte im Osten. Als ich zum ersten Mal in Helmstedt in Uniform mit meinem Dienstwagen über die Grenze gefahren bin, hatte ich den Eindruck, da fährt man da entlang und sieht keine Siedlung, kein Dorf, gar nichts. Das ist leer im Vergleich zum Westen. Das war einer der Gründe, wo man gesagt hat, da ist Platz. Heute haben wir ja über Mecklenburg-Vorpommern auf die Ostsee hinaus das einzige Gebiet für die Erprobung und die Übung des Einsatzes von Mittelstreckenflugkörpern und Jagdflugzeugen. Die brauchen eben einen Anlauf von etwa 50-80 Meilen. Das ist ein sehr großes Gebiet, in dem die Zielerstellung ankommen kann und der Jäger die Reichweite seiner Raketen, immerhin von 50-80 km¹³, ausnutzen kann. Wir müssen ja sehen, dass die Geschwindigkeiten sich ja addieren. Und so was gibt es eben nur hier. Der „Leidensdruck der Bevölkerung“ war es weniger. Bei der Infrastruktur wollten wir nur das beibehalten, was wirklich unbedingt sein musste und den Rest so schnell wie möglich weggeben, auch um ökologische Auseinandersetzungen zu vermeiden. Im Großen und Ganzen ist das wohl auch gelungen.

Zu den Personalfragen: Sie haben in einer früheren Einlassung schon mal drauf hingewiesen, dass Sie zu diesem 3. Oktober mit etwa 350 westdeutschen Luftwaffenoffizieren hier rübergekommen sind zur Übernahme. Gibt es eine bestimmte Gruppe von ehemaligen NVA-Spitzenmilitärs, auf deren Mitarbeit Sie zunächst mal angewiesen waren, um überhaupt bei ihrer Bestandsaufnahme und bei den Umbaumaßnahmen, um überhaupt personell Boden unter die Füße zu bekommen und gibt es daraus dann Fälle, wo Sie sagen, die hätten wir eigentlich gerade wegen ihren Mitarbeitern auch gerne länger gehalten, auch wenn dies dann ab einem bestimmten Dienstgrad dann eben nicht mehr ging. Wie war diese Frage aus Ihrer Sicht zu beantworten?

¹¹ „Bombodrom“ Wittstock.

¹² Nordhorn, Siegenburg.

¹³ Damals AAMRAM, heute Meteor.

Die 350 Leute, die mit mir dann losmarschiert sind, die dann überall in die Provinz gingen und überall als sogenannte Kommandeur-Gruppen eingesetzt wurden, waren teilweise ein Oberstleutnant mit 3 oder 4 Mann, die auf einem Flugplatz oder in einem sonstigen Verband die Regenschaft übernommen haben und als Kommandeure oder Chefs eingesetzt wurden. Das war absolut notwendig, weil nur die mit [dem westdeutschen] Dienstrecht und Ähnlichem vertraut waren. Das konnte man den NVA-Kameraden nicht an den Hals hängen.

Die Kommandeur-Gruppen mussten also teilweise unter sehr schwierigen Umständen relativ alleine zurechtkommen. Wenn Sie an Peenemünde denken, mit dem Jagdgeschwader dort, das aufzulösen war, wo ich glaube 6 Leute aus dem Westen waren, das war schon eine verdammt schwierige Aufgabe.

In meinem Divisionsstab wurden alle Funktionen vom Kommandeur, alle Abteilungsleiter durch Westoffiziere besetzt – weil es anders nicht gegangen wäre, trotz aller Tüchtigkeit der NVA-Offiziere, die einfach das Wissen nicht hatten über Dienstrecht, über Organisation, über Verbindung in die Befehlsstränge der Bundeswehr und Ähnliches. Aber unterhalb der Abteilungsleiterebene A1 - A 6 hatten wir viele ehemalige NVA-Soldaten. Im Organigramm meines Stabes vom 28.10. steht also hinter dem Abteilungsleiter Major soundso, der Oberst soundso und Sie sehen daraus, das muss ein NVA-Offizier gewesen sein. Das Verhältnis zwischen NVA-Angehörigen und Bundeswehr-West-Angehörigen in meinem Stab war zu Anfang etwa 2:1, das ist dann im Grunde genommen so geblieben. Die Obersten [der NVA], die als Chef Flak, als Chef funktechnische Truppen, als Chef Jagdflieger usw. tätig waren, sind im Großen und Ganzen am 3.10. noch im Dienst gewesen und sind bis Ende des Jahres 1990 auch im Dienst geblieben. Dann mussten sie zum größten Teil ausscheiden, weil sie die Altersgrenze überschritten hatten, 52 Jahre alt waren und deswegen keine Aussicht auf Übernahme in den Dienst der Bundeswehr hatten. Und wir haben von deren Erfahrungen und Rat sehr gezehrt.

Ich sage Ihnen jetzt etwas, was ich aus tiefer Überzeugung so sehe: Ich habe einen enormen Respekt vor der inneren Disziplin dieser Leute aus der NVA, die gesagt haben, wir wollen den Übergang, so schmerzlich das auch ist, in Würde absolvieren. Wir wollen das Beste für unsere Leute herausholen. Wir wollen unserem ehemaligen Gegner zeigen, dass wir auch etwas können und dass wir kooperieren wollen. Ich gebe Ihnen ein Beispiel dafür: Gerade diese Leute – ich hatte vorhin schon mal den Namen Oberst Wünsche erwähnt, der also der zentrale Punkt für diese Kameraden gewesen ist, der auch schon ab Anfang August mit dem damaligen Oberst Lange in der Simon-Gruppe zusammengearbeitet hat.

Es ging dann darum, Material zur Unterstützung der anti-irakischen Koalition für den 2. Golfkrieg zusammenzufahren. Es wurden also von den Alliierten bestimmte Anfragen gestellt an die Bundesrepublik, könnt ihr uns mit Material helfen: ABC-Abwehrmaterial, Fahrzeuge, Spezialzeugs. Wir hatten aber überhaupt keine Ahnung, wo denn überhaupt was vorhanden war. Im Grunde genommen hat dieser Personenkreis das organisiert. Und ich kann mich lebhaft daran erinnern, dass am 31. Dezember 1990 Oberst Wünsche dann zu mir kam und sagte: „Das ist unser letzter Tag und Sie werden Verständnis dafür haben, dass wir nun nach Hause gehen wollen.“ Bis zu dem Zeitpunkt hatten die wirklich 12-14 Stunden am Tag gearbeitet, um diese Bereitstellung von Material zu bewältigen. Das ist wirklich etwas, was hohen Respekt bei mir eingebracht hat. Sie waren sehr fleißig, sie waren sehr diszipliniert und ohne dieses engagierte Mitwirken hätten wir das nicht so geschafft. Diejenigen, die nicht wollten, sind damals auch nicht mehr dagewesen. – Über die Form der Entlassung der Generale der NVA habe ich mich sehr geärgert. Das war unfein, das war eines Gentlemans nicht wert, was ich denen auch gesagt habe und auch Schönbohm war der gleichen Meinung, aber das war nicht anders zu machen. – Also dieser Personenkreis hat uns außerordentlich geholfen.

Diejenigen, die jünger waren und übernommen werden konnten, konnten zunächst als SaZ 2 weitermachen. Im Übrigen habe ich gemeinsam mit Schönbohm und der Marine sehr intensiv dafür geworben, diese „Schönbohm-Spende“ durchzuführen. Denn wenn wir nicht vor Jahresende 1990 dies Signal hätten geben können – ich glaube es waren insgesamt 500, die übernommen werden konnten, davon etwa 150 für die Luftwaffe –, dann glaube ich, wäre es sehr viel schwieriger für uns geworden. Denn das hätte so einen Vertrauenseinbruch zur Folge gehabt, das wäre schwer wieder aufzuholen gewesen.

Ich darf das jetzt auch mal einschieben: Für mich war die entscheidende Phase für das Gelingen dieses Unternehmens, das ja kein Beispiel hat, wie Schönbohm doch immer wieder sagte: „Vereinigung kommt in keiner Vorschrift vor.“ Das Gewinnen von Vertrauen der Leute, auf die

wir getroffen sind, erfolgt innerhalb der ersten 14 Tage bis 4 Wochen. Als die gemerkt haben, wir kümmern uns um sie, sie sind bei uns gut aufgehoben, sie kriegen unser Ohr, da war Vieles gewonnen. Dieses Vertrauen, das man gehabt hat, wäre sehr beeinträchtigt worden, wenn wir nicht ein Signal hätten setzen können, jawohl es geht jetzt los. Es baut sich eine Perspektive auf und das war diese sogenannte „Schönbohm-Spende“. Ich halte das für einen ganz entscheidenden Faktor im Gelingen des ganzen Unternehmens.

Es stand zeitweise im Raum, fünf Generale der NVA zu übernehmen und sehr kurzfristig wurde entschieden, anders zu verfahren. Sie hatten in Ihrer damaligen Funktion sicher keinen Einblick in diesen Entscheidungsprozess, ob wirklich welche übernommen werden sollten und warum das letztlich nicht geschehen ist. Wie würden Sie generell zu der Frage stehen, einige wenige zu übernehmen? Ist das irgendwo in Besprechungen, an denen Sie teilgenommen haben, diskutiert worden? Diese Frage wird u.a. vor dem Hintergrund der ganz anders gelagerten Verhältnisse, aber doch irgendwie vergleichbaren im Zusammenhang mit der Zeit nach 1945 von den Betroffenen immer wieder hervorgebracht.

Ich hatte da überhaupt keinen Einblick, keine Einwirkungsmöglichkeit und kannte ja auch niemanden. Ich hätte eine solche Entscheidung, einen so ausgewählten Kreis zu übernehmen, nicht für gut gefunden. Nicht weil ich gedacht hätte, dazu wären die Herren nicht fähig oder sie hätten es nicht verdient. Das war ja nun sehr viel anders als nach dem Zweiten Weltkrieg. Da waren 10 Jahre dazwischen bis zur Gründung der Bundeswehr 1955. Da war genug Zeit, Leute wie Heusinger, Kielmansegg, de Maizièrè u.ä. zu berufen. Aber hier wäre es von einem Tag auf den anderen gegangen und ich fürchte, diese Leute hätten in ihrem Umfeld so schwer zu tragen gehabt, bei ihren Ehemaligen, dann ehemaligen Kameraden, dass sie es möglicherweise nicht durchgestanden hätten. Ich hätte den General Berger durchaus zugetraut seine Funktion als General weiter auszuüben. Keine Frage, ich bin heute noch gelegentlich mit ihm zusammen, wir verstehen uns ausgesprochen gut. Und ich hatte von meinem Inspekteur, von Generalleutnant Horst Jungkurth, als ich da am 28. September zum ersten Mal in Strausberg war, den Hinweis bekommen: „Wenn Sie den Eindruck haben, dass die Chemie stimmt zwischen Ihnen beiden, dann bieten Sie ihm den Beratervertrag an, als Ihr persönlicher Berater, zivil, mit Bezahlung und allem Drum und Dran.“ Und als ich mich am nächsten Tag von ihm verabschiedet hatte, da wusste ich, zwischen uns läuft das. Ich habe ihm das dann angeboten und er ist dann ja auch bei mir geblieben und das war sehr hilfreich. Allein aus dem Grunde hätte ich es nicht gut gefunden.

Es gab noch einen anderen [General] aus dem Bereich der Luftstreitkräfte, von dem ich auch gesagt hätte, jawohl, das könnte man machen. Das war der der Kommandeur der Luftverteidigungsdivision in Neubrandenburg [Trollenhagen, Generalmajor Schwipper]. Er agierte völlig anders als sein Kamerad aus Cottbus und hat auch heute noch mit seinen damaligen „Vorgesetzten“, dem damaligen Kommandeur der 4. Luftwaffendivision in Aurich, Verbindung.

Der für die Verbindung der Bundeswehr zu den Russen, zur Westgruppe zuständigen General war ja der Generalmajor Hartmut Foertsch. Nun soll der damalige Oberbefehlshaber der Westgruppe, ein Marschall, ihn nicht empfangen habe. Rückblickend sagte dieser Marschall, General Foertsch wäre in der höheren Führungskraft nicht bewandert gewesen und nur ein Generalmajor, was will er denn überhaupt hier bei mir? Sie hatten Beziehungen zum Luftstreitkräfteil innerhalb der Westgruppe, wie waren Ihre Beziehungen? Wie wurden Sie aufgenommen? Wurden auch Sie vor den Kopf gestoßen oder hatte es sich auf einer sehr funktionalen Ebene abgespielt?

Nein, ich wurde nicht vor den Kopf gestoßen. Ich bin mit meinem Stellvertreter, Brigadegeneral Gunter Lange, und einem Dolmetscher, einem ehemaligen NVA-Offizier, der heute noch im Sprachmittlerwesen der Bundeswehr tätig ist, Ende Oktober 1990 in Wünsdorf beim Befehlshaber der sowjetischen Luftstreitkräfte in der Westgruppe. Auch dieser Besuch war natürlich von einer etwas eigenartigen Empfindung getragen: Was kommt da eigentlich auf uns zu und zum ersten Mal – das muss man ja verstehen, ich war damals seit 1958 Soldat und immer ging es natürlich um den Schutz gegen die Streitkräfte des Warschauer Paktes, insbesondere natürlich die Sowjets –, wenn man dann plötzlich in deren Hauptquartier marschiert und das da sieht, wird einem bisschen anders um die Nase. Nicht beklemmend, aber sehr anders. Wir sind dann in seinen Besprechungsraum marschiert, haben uns gegenseitig vorgestellt und da hat sich das bewahrheitet, was ich vorhin schon mal gesagt habe, unter uns hatten wir eine Basis, auf der sie reden können und das war auch dort so.

Dazu eine kleine Geschichte: Der russische Dolmetscher war nun etwas in Schwierigkeiten, weil man sich damals ja noch als „Genosse“ anredete, „Towarisch“. Aber das fand er wohl nicht ganz passend, wenn er von mir sprach, dann wollte er eigentlich „Gosbodin“ sagen. Er hat sich dann geholfen, indem er sagte Gosbodin-Towarisch General. Das war also sehr schön.

Wir hatten dann auch Abkommen mit den russischen Luftstreitkräften, die auch formal unterzeichnet werden mussten. Wir haben eine, ich will nicht sagen intensive, aber nicht nur funktionale Beziehung zueinander gehabt. Wir haben uns auch gegenseitig eingeladen zu Abendessen. Bei diesem ersten Besuch, das war mittags, habe ich dann auch die russischen Trinkgewohnheiten kennengelernt. Und als der Russe dann angefangen hatte mit seinem Toast und mein Dolmetscher sagte, „also General jetzt müssen Sie auch“, und immer diese Gläser Wodka, kaum hatten sie die Hälfte ausgetrunken, kam eine dralle Ukrainerin und goss nach. Und dann Toasts rund um den Tisch, es waren dann wohl 9 oder 10 Wodkas, die wir dann zu uns nehmen mussten. Allerdings wussten wir dann, dass man nicht immer austrinken muss. Aber trotzdem war es eine Menge Zeug. Ich bin heute noch stolz darauf, gemeinsam mit dem General Lange den Weg zu unserem Hubschrauber gerade aufrecht und in guter Manier hinter uns gebracht zu haben. Wir waren kaum in der Luft, da brachen wir in Gelächter aus. Aber das Verhältnis war ordentlich, keine Vorbehalte. Offen und durchaus auch ehrlich.

Sie sprachen von der sogenannten „Schönbohm-Spende“. Ab welchem Zeitpunkt wurde klar, in welchem Umfang die Luftwaffe sich personell bewegen kann, wenn es um Übernahmen von Personal der NVA ging? Gab es da ein klares Programm bei Fü L, der Schwerpunkte setzen wollte – Piloten, Bodenpersonal, allgemeines Luftwaffenpersonal usw. –, in welchem Verhältnis lief das? Oder hat der Fü L dem Kommandeur vor Ort gesagt, Du hast doch jetzt eine gewisse Anzahl von Erfahrungen gemacht, wo würdest Du denn die Schwerpunkte setzen wollen? Wie hat man sich diesen Entscheidungsprozess vorzustellen?

Das war eigentlich das wichtigste Thema und sicherlich der schwierigste Teil des ganzen Prozesses. Denn man musste vielen doch sagen, dass sie keine Zukunft in den Streitkräften haben würden, dass sie rausgehen müssten und eben in eine Umwelt, die ja mit der im Westen überhaupt nicht vergleichbar war; ohne soziales Netz, die nicht so recht wussten, was denn passiert und arbeitslos wurden¹⁴. Wenn Sie einen gestandenen Oberstleutnant der NVA vor sich haben, der Ihnen dann sagt, „Also wissen Sie, Herr General, bis vor ein paar Wochen waren wir in einer so gesicherten Zukunft. Ich selber Oberstleutnant, meine Frau war in den Streitkräften beschäftigt, mein Sohn studiert gerade an der Offizierhochschule der Luftstreitkräfte in Kamenz, ist kurz vor dem Abschluss. Was mit dem wird, wissen wir auch nicht. Meine Tochter ist Fähnrich, sie wird entlassen. Wir stehen innerhalb von ein paar Wochen vor dem absoluten Nichts.“ Und ihm dann sagen zu müssen, es geht aber trotzdem nicht, das sind Dinge, die gehen einem an die Nieren und die vergisst man auch nicht.

Was die Offizierhochschule in Kamenz angeht, haben wir wenigstens den Erfolg gehabt – im Übrigen auch über Schönbohm, der sehr heftig mitgewirkt hat –, dass wir den laufenden Jahrgang noch haben abschließen lassen können, so dass die wenigstens Examen hatten in ihrer Studienrichtung und damit dann auch was anfangen konnten. Also, das war der harte Teil. Wir haben das gemacht, ja.

Es gab bestimmte zahlenmäßige Vorgaben, wie viele denn überhaupt übernommen werden könnten als Offiziere, als Unteroffiziere. Dabei war auch zu berücksichtigen, wie kopflastig das Personal der NVA gewesen ist. Mit einem Anteil von über 30 % Offizieren vom Gesamtpersonal. In der Bundeswehr lag das, glaube ich, bei 9,5 %. Es gab Funktionen, die Hauptleute ausübten, die aber in der Luftwaffe West von Oberfeldwebeln wahrgenommen wurden. Es gab auch Majore, die Tätigkeiten ausführten, die eben in der Westluftwaffe ein Oberleutnant im Fachdienst machte. Ein Unteroffizierkorps, wie wir es kennen, gab es auch nicht.

Es gab Vorgaben zahlenmäßiger Art, wie viele dürfen denn überhaupt und aus welcher Fachrichtung? Das hing auch davon ab, wie viel Bedarf gab es denn in der zukünftigen Luftwaffe insgesamt. Es folgte eine wesentliche Verringerung der Streitkräfte auch im Westen. Nicht nur die NVA wurde aufgelöst und abgebaut, sondern gleichzeitig musste auch im Westen reduziert werden.

¹⁴ Aus Sicht eines damals Betroffenen beschreibt Udo Beßer, Vom Soldatsein. Offizier in zwei deutschen Nachkriegsarmeen, Berlin 2019 (= Militärgeschichte der DDR, Bd. 27), S. 85ff. diesen Übergangsprozess mit den vielen sozialen Unsicherheiten für ehemalige Angehörige der NVA.

Sagt man den NVA-Angehörigen, wir können euch nicht gebrauchen, weil wir voll sind, unsere Zahlen sind auch auf Jahre hinaus gedeckt? Was hätte das zur Folge gehabt? Das wäre völlig unverantwortlich gewesen. Oder übernimmt man eine große Anzahl von NVA-Leuten und sagt dafür denen, die schon seit Jahren und Jahrzehnten in der Luftwaffe West gedient haben, ihr müsst aber raus, weil die neuen Kameraden jetzt kommen? Also es war ein sehr schwieriger Prozess des Ausbalancierens und des Austarierens. Wir haben eher – nicht im großen Umfang, aber im Einzelfall – eher den Leuten der NVA eine Chance gegeben als denen, die sich im Westen gerne weiter verpflichtet hätten oder Berufssoldat geworden wären. Die Auswahl hing natürlich davon ab, welchem Dienstteilbereich die Soldaten der NVA angehörten; welcher wird weiter in der Bundeswehr, in der Luftwaffe benötigt? Ich sprach vorhin von den Flugzeugführern, das waren etwa 1000, die die NVA hatte. Und es war klar, dass nur ein ganz, ganz geringer Teil überhaupt eine Chance haben würde. Das mussten wir denen [erst] beibringen und ich sprach vorhin vom Zusammenfliegen dieser 450 Flugzeuge. Bis auf ca. 80 von diesen 1000 wussten alle, dass sie nicht übernommen werden können, dass sie auch nicht weiter beschäftigt werden können, nachdem die Flugzeuge dann zusammengefliegen waren und im Jahre 1991 die Streitkräfte verlassen mussten.

Anders sah es aus bei den Logistikern. Die konnten wir gut brauchen. Wir haben dann auch das Luftwaffenversorgungsregiment 5 in Trolenhagen gegründet, das zu ganz überwiegenden Teilen aus NVA-Leuten bestanden hat. Die FlaRak-Leute wurden zum großen Teil übernommen. Sie sind ja auch heute [2002] noch im Dienst. Radarführer und, und, und.

Wie ist das abgelaufen? Ich überspringe jetzt mal die Zeit Z 2 und was sich dann danach getan hat; ich gehe mal auf den Herbst 1991, als diese Übernahmeaktion dann wirklich begann. Das war dann schon mit Generalmajor Axel Kleppien, er hatte in einem halben Jahr einige tausend Gespräche geführt. Er hat jeden, der einen Antrag gestellt hat, weil er auch Beurteilung schreiben musste oder ein Urteil abgeben musste, gehört. Das war ein irrsinniger Aufwand. Natürlich haben wir auch die Kommandeure vor Ort gehört. Jeder Antrag ging natürlich durch bis in unser Kommando. Mit einer Stellungnahme des jeweiligen Kommandeurs vor Ort, des Chefs vor Ort, aber letzten Endes ist dann die Empfehlung durch den Divisionskommandeur erfolgt. Eine Vorgabe gab es damals für die Luftwaffe, maximal 1050 Offiziere und 2100 Unteroffiziere zu übernehmen. Nun haben wir vielen, die als Truppenoffiziere keine Chance gehabt hätten, gesagt, ihr könnt Fachdienstoffiziere¹⁵ oder auch Feldwebel werden.

Sicherlich gibt es Leute, die heute sagen, ich habe mich unter Wert übernehmen lassen. Dafür habe ich auch großes Verständnis. Die Situation war nur eine völlig andere damals. Damals ging es darum, werde ich arbeitslos oder habe ich eine Chance? Kann ich hier weitermachen und meine Familie unterhalten usw.? Es blieb uns aber gar keine andere Wahl, denn wir mussten uns natürlich auch an gewisse gesetzliche Vorgaben halten. Wir haben dann ja bei den Truppenoffizieren, also unterhalb der Staboffizier-Ebene, die Dienstgrade festgelegt nach Mindestdienstzeiten, nach der Soldatenlaufbahnverordnung und bei den Staboffizieren die Dienstgrade festgelegt, mit denen die Herren übernommen wurden nach den Durchschnittsbeförderungszeiten West. Denn in der NVA wurde sehr viel schneller befördert und sie war ausgesprochen kopflastig. 55 % aller Offiziere, wenn ich das noch richtig im Kopf habe, waren Staboffiziere. Eine Verhältniszahl, die ja uns absolut utopisch vorkam und da hieß es halt, ein Oberst kann nicht Oberst bleiben oder ein Oberstleutnant kann nicht Oberstleutnant bleiben, wenn sein Kamerad im Westen, mit dem er ja zusammenarbeiten soll, auf Grund der Soldatenlaufbahnverordnung und anderer Gegebenheiten erst 3, 4, 5 Jahre später befördert werden kann. Man kann die NVA-Leute nicht bevorteilen gegenüber ihren Westkameraden. Das haben die Allermeisten auch eingesehen, aber nicht alle. Und dass heute jemand sagt: Mensch, ich war damals Major und bin heute Stabsfeldwebel oder Oberstabsfeldwebel, irgendwas stimmt da nicht. Ein erster Wart in einem fliegenden Verband der Luftwaffe ist Oberfeldwebel, der war Hauptmann, was soll man da machen? Da kann man ihm nur sagen, also du kannst bleiben, aber in dem Dienstgrad Oberfeldwebel oder Hauptfeldwebel. Anders war das einfach nicht möglich.

Wenn ich die Zahlen richtig im Kopf habe, dann haben wir etwas über 900 als Offiziere dann endgültig übernommen und so rund 2000 als Unteroffiziere, die dann auch langfristig in der Luftwaffe geblieben sind. Das Einzige, wo ich auch meine, dass es dringend Zeit wird das zu ändern, ist die unterschiedliche Besoldung. Wir haben in der Luftwaffe durch bestimmte Verfahrensweisen dafür gesorgt, dass ein großer Teil der ehemaligen NVA-Leute in den Genuss

¹⁵ Offizier des militärfachlichen Dienstes.

der Westbesoldung gekommen ist, z.B. durch Versetzungen. Alle Offizieranwärter sind ja nach Bayreuth einberufen worden, d.h. für die hat sich das Problem überhaupt nicht gestellt. Aber diejenigen, die im Dienst waren, mal für ein Jahr oder zwei irgendwo in einen Westverband zu versetzen, damit sie dann das volle Gehalt bekamen, das ist nicht immer gelungen. Das halte ich wirklich für ein schlimmes Problem. Wenn zwei Leute nebeneinanderstehen, machen genau dasselbe, der eine bekommt nur 86 % dessen, was der andere bekommt, das kann nicht gut sein.

Und eine weitere Geschichte sind die Pensionsansprüche und Dienstgrad a.D. Das sind die drei Punkte, zu denen ich sage, da müsste irgendwas erfolgen. Nach 12 Jahren [und mittlerweile 28 Jahren nach der Wiedervereinigung] muss man das eigentlich im Griff haben.

Eine Nachfrage: Im Heer war man mit der Übernahme der Unteroffiziere aus der Fähnrichslaufbahn der NVA im Nachhinein nicht so zufrieden. Das sei letztendlich „holterdiepolter“ gegangen. Man hätte sich nicht immer für die Richtigen entschieden und ist eigentlich mit der Übernahme, vor allen Dingen bei den Unteroffizieren, heute nicht immer so glücklich. Stimmt also Ihr Eindruck, wenn Sie sagen, in der Luftwaffe ist es eigentlich anders gewesen und ganz gut gelaufen?

Ja, das ist mein Eindruck. Wie das heute konkret aussieht, kann ich natürlich nicht mehr beurteilen, dazu bin ich zu lange raus¹⁶. Aber mein letzter Eindruck als Inspekteur war, im Großen und Ganzen ist das in der Luftwaffe ganz gut gelaufen. Das liegt sicherlich auch ein bisschen an der unterschiedlichen Aufgabenstruktur von Unteroffizieren im Heer und in der Luftwaffe. In der Luftwaffe gibt es halt nicht den Feldwebel, der als Panzerkommandant rumfährt oder nur mal im Ausnahmefall als Kommandant selbständig fungiert.

Aber an sich ist das ja immer ein Team, in dem in der Luftwaffe gearbeitet wird. Sagen wir mal, das ist ausgeprägter als beim Heer, weil die Aufgaben völlig unterschiedlich sind. Nein, ich bin eigentlich damals sehr zufrieden gewesen mit dieser Auswahl, auch der Übernahmeentscheidungen. Dass es dennoch immer mal wieder Fehlentscheidungen gibt, ist absolut richtig.

Persönlich geschmerzt hat mich die Stasi-Unterlagenprüfung. Dieser Zwang, jemanden, wenn er mal eine Verpflichtungserklärung unterschrieben hatte, entlassen zu müssen, gleichgültig, ob er etwas getan hatte oder nicht, das war schon schwierig. Drei Fälle haben mir da besonders Schmerzen bereitet. Einer war meine Sekretärin, die ich mir nach einem halben Jahr aus dem NVA-Personal ausgesucht hatte. – Vorher hatte ich immer Vorzimmer-Ladies aus dem Westen. Meine Vorzimmerdame aus Birkenfeld war gleich mitgekommen, die wäre tödlich beleidigt gewesen, wenn ich sie nicht mitgenommen hätte; sie kann ja nun nicht ihren General alleine lassen. – Aber die wurde dann „rausgegauckt“. Der zweite war der damalige Chef der Jagdflieger, ein Mann, von dem wir gedacht haben, das ist einer, der auch wirklich mal in höhere Ränge der Luftwaffe aufsteigen kann. Er wurde nach 1 ½ Jahren enttarnt. Und ein Dritter kam aus dem SA-5-Bereich. Den hatten wir als Botschafter dessen, was sich bei uns so entwickelt, an die Schule nach Fort Bliss geschickt und vor, als Vorzeige-Flakmann aufzubauen. Er hat den Amerikanern in Fort Bliss an deren Luftverteidigungsschule erklärt, was in der Luftverteidigung Ost läuft. Er wurde nach 1 ¾ Jahren enttarnt. Er hatte aber nicht nur eine Verpflichtungserklärung unterschrieben, sondern war heftig tätig für die Stasi. Und solche Vertrauensbrüche gehen einem an die Nieren.

Sie haben ja berichtet, wie spannend und wie schwierig auch die Zeit war. Wie beurteilen Sie mit dem Abstand von 12 Jahren die Dinge? Sind Sie der Meinung, dass irgendwo wirklich was falsch gemacht worden ist? Was man hätte besser machen können im Nachhinein oder würden Sie sagen, ich kann mich damit identifizieren, was wir damals gemacht haben? So wie das abgelaufen ist, konnte das nicht anders gehen. Wir können eigentlich damit zufrieden sein, wir haben das gut gemacht.

Welche Fehler haben wir gemacht? Grundlegende glaube ich keinen. Im Detail sicherlich das eine oder andere. Die Grundzüge halte ich nach wie vor für richtig. Den Rauswurf der Generale damals fand ich ganz schlimm. Für mich ist die Tatsache, dass dieser Prozess so abgelaufen ist, wie er ablief, ein Erfolg und Beweis für die Richtigkeit des Prinzips der Inneren Führung. Das wichtigste war, Vertrauen zu gewinnen. Dieses Bemerkten, dass wir uns um jeden gekümmert haben, das

¹⁶ Generalleutnant Mende wurde am 30.9.1997 aus der Luftwaffe verabschiedet.

führte zum großen Erstaunen, aber dann letzten Endes auch dazu, dass sie sagten, hier fühlen wir uns gut aufgehoben, wir können sicher sein, dass die das für uns tun, was möglich ist.

Was hätte man anders machen können? Ich würde also keinen ausschlaggebenden Faktor nennen können, von dem ich sagen würde, das hätte anders laufen sollen. Ich glaube auch heute noch, dass die Geschwindigkeit, mit der wir in der Luftwaffe diesen Prozess durchgeführt haben, richtig war. So schnell wie irgend möglich und kein langes Hinaushungern. In dem einem oder anderen Fall ging es nicht anders, aber im Prinzip ja. Die Tatsache, dass wir am 1. April 1991 die 5. Luftwaffendivision ins Leben gerufen haben, die Tatsache, dass mir als Kommandeur im Grunde genommen alles unterstanden hat, was NVA-Luftstreitkräfte war und was im Beitrittsgebiet stationiert war, bis auf die Lufttransporter. Da habe ich zum ersten Mal in meinem Leben mit meinem guten Kumpel, Generalmajor Hubert Marquitan, der damals Kommandeur des Lufttransportkommandos war, Krach gehabt, weil er alle Transportflugzeuge und Hubschrauber für seinen Kommandobereich kassieren wollte und ich gesagt habe, ohne meine Flugzeuge geht das hier nicht.

Also, in diesem Prozess war die Zentralisierung unter einem Boss [dem Kommandeur der künftigen 5. Luftwaffendivision] sicherlich ein entscheidender Faktor. Es war die aufregendste Zeit in meinem militärischen Leben. Ich habe es ein bisschen bedauert, dass es nur ein Jahr war, aber na gut.

Es war sicherlich in manchem die härteste Zeit, die ich hatte – wie viele, übrigens auch Schönbohm. So um den Jahreswechsel 1990/91 kam die Befürchtung auf, dass es misslingen könnte, weil bestimmte Entscheidungen aus dem Ministerium nicht getroffen waren. Wir konnten die Perspektive nicht aufzeigen, weil dann auch die Bürokratie begann überzugreifen. Ich habe das angedeutet: Es war herrlich, keine Vorschrift zu haben, die einem sagte, wie man das zu machen hat, sondern, dass man selbst entscheiden konnte und zwar sehr unkonventionell, dass man selber sagen konnte, okay, wir haben so viel Freiheit, dass wir so oder so entscheiden können. Das war eine tolle Zeit. Sie hat allerdings dann nur ein halbes Jahr etwa gedauert und dann war das übliche Verfahren vorhanden, das die Dinge manchmal nicht ganz einfach machte. Aber, dass wir überhaupt diese Zeit gehabt haben, diese paar Monate freier Entscheidung, das war hervorragend schön. Denn als Inspekteur sind sie so frei in ihren Entscheidungen nicht mehr.

Axel-Björn Kleppien

Kommentar zum Interview von Generalleutnant Mende

Ich erlaube mir einige ergänzende Hinweise, weil ich in den Prozess der Übernahme der NVA als Stabsabteilungsleiter Planung, der schon mit der Restrukturierung der damals existenten Luftwaffe betraut war, sehr eng eingebunden war (und das als Stabsabteilungsleiter im Führungsstab der Luftwaffe erheblich vor dem damaligen Divisionskommandeur Bernhard Mende).

Die Problematik zeichnete sich schon im frühen Frühjahr 1990 ab, wurde aber im Ministerium – vor allem durch Staatssekretär (StS) Karl-Heinz Carl – negiert. Er hielt bis zum Juli 1990 die Fiktion aufrechter, es werde in einem künftigen Gesamtdeutschland zwei Armeen geben. Diese Annahme hielten wir im Führungsstab der Luftwaffe (Fü L) für völlig irre. Ich hatte mehrfach dazu Gespräche mit Generalleutnant Jungkurth, in denen wir uns einig waren, dass einem solchen Irrglauben unbedingt widersprochen werden müsse. Darauf erfolgende Demarchen bei Carl stießen auf Widerstand. Folglich standen wir vor dem Problem, entweder die Hände in den Schoß zu legen oder aber – ungehorsam – unseren eigenen Plan für den Fall, dass unsere eigene Erwartungshaltung sich erfüllen würde und wir zu einer wie auch immer gearteten Form der Verschmelzung beider Armeen kommen, zu schmieden. Folglich ermittelte ich mit Hilfe der ersten Besucher aus den NVA/LSK, mit Nachrichten aus den damals noch inoffiziellen Besuchergruppen unserer Verbände im Osten und spärlichen Informationen des Bundesnachrichtendienstes eine ungefähre Lage der uns gegenüberliegenden Luftwaffe. Die nutzten wir dazu, uns eine erste Vorstellung davon zu machen, wie wir im Falle eines Falles vorgehen würden. Natürlich blieben diese Überlegungen zu diesem Zeitpunkt geheim.

Anfang August 1990 stellte Minister Stoltenberg uns die Frage, was wir denn für die Übernahme der NVA für Pläne erarbeitet hätten. Auf unseren Hinweis auf StS Carls Verbot reagierte er sehr ungehalten und hob die Handlungseinschränkung sofort auf (Carls Position im Ministerium war danach nie wieder dieselbe). Endlich konnten wir drangehen, die Dinge zu konkretisieren. Dafür war es notwendig, vor Ort in Augenschein zu nehmen, welche Infrastruktur die NVA-Verbände besaßen, welche Ausrüstung mit welchem eventuellen Nutzen sie hatten und wie nach einem ersten Augenschein die innere Verfassung der Truppe, ihre Stimmung zum ins Haus stehenden Wechsel wäre. Ich ordnete deshalb an, dass das Luftflottenkommando aus seinen Verbänden Erkundungs- und Aufklärungskommandos aufzustellen hätte. Jedes dieser Teams erhielt eine Checkliste, deren Punkte am Ende der knapp zweiwöchigen Tour abgearbeitet sein mussten.

Diese Ziele und ihre Erkundung waren durch die bei uns vorliegende Grundüberzeugung geprägt, dass es weder eine kritiklose Übernahme aller Verbände geben könne noch eine rigorose, radikale Schleifung des Vorhandenen. *Wir, die Luftwaffe, waren von Anfang an der Meinung, dass gemeinsam von West und Ost etwas Neues geschaffen werden müsse.* Dabei war klar, dass Geist und Werte der Bundesluftwaffe prägend sein müssten. Mit dieser Auffassung trafen wir nicht nur auf Gegenliebe. Sowohl beim Heer wie vor allem bei der zivilen Seite des Hauses war bei vielen die Meinung ausgeprägt, man könne doch nicht mit den Kommunisten zusammenarbeiten und deren Streitkräfte müssten mit Stumpf und Stiel beseitigt werden. Diese Meinungsunterschiede begleiteten nicht nur den Anfang des Prozesses, sondern hatten noch bis 1993 ihre Auswirkungen insbesondere bei der Frage der Personalübernahme.

Von daher ist die Annahme, es handle sich bei dem Terminus „*Armee der Einheit*“ um eine politische Verschleierung des Faktischen falsch. Dieser Begriff entwickelte sich aus dem Handeln der Soldaten und wurde dann durch die politische Führung adaptiert und zur offiziellen Überschrift der Vereinigung im Militärischen. Für die „Promotion“ des Begriffs trugen sehr wesentlich die Generale Jörg Schönbohm, Werner von Scheven und eben Bernhard Mende bei. Vor allem Mende unterstrich mit Verve seine Überzeugung von der gemeinsamen Aufgabe von West und Ost.

Die Rückläufer der Erkundungsberichte verhalfen uns dazu, die existierenden Entwürfe der Pläne in den verbleibenden drei Wochen zu überarbeiten. So konnten wir dem inzwischen ausgeguckten ersten Kommandeur der Luftwaffe in den Neuen Ländern [Generalmajor Mende]

einen ersten Anhalt für seine Aufgabe liefern. Er hatte natürlich in dieser Phase nach seiner Auswahl eine direkte Mitsprache bei der Formulierung des Endprodukts. Vor allen Dingen wurde ihm natürlich vor dem Hintergrund des Unpräzisen völlig freie Hand gegeben, von dem Plan abzuweichen und in Absprache mit dem Inspekteur der Luftwaffe, Generalleutnant Jungkurth, und mir Verschiebungen des Personals, der übrigen ihm zugeteilten Kräfte und auch der Nutzung des im Osten vorgefundenen Materials anzuordnen. Diese Absprachen fanden anfangs wöchentlich, später vierzehntäglich bei mir statt.

Es ist also zu resümieren, dass es *zwar keinen Masterplan der Bundeswehr* gab, sehr wohl *aber* gab es *Pläne der Teilstreitkräfte*, denen natürlich die innere Kohärenz fehlte, die aber einander so ähnlich waren, dass ihre schrittweise Übereinstimmung im Prozess der Vereinigung möglich wurde.

Nach meinen obenstehenden Bemerkungen zu seiner Darstellung des Vorlaufs nun noch einige Anmerkungen zu Mendes Äußerungen:

Zur *Grundstimmung der Truppe* hat Mende natürlich eine engere Erfahrung als ich, der ich damals noch am Schreibtisch im Fü L saß. Aber die Debriefings, die ich von den Angehörigen der Erkundungskommandos erhielt, wiesen ein wesentlich enthusiastischeres Gefühl auf, als M. darstellt. Jedenfalls, als ich ein Jahr später Mende ablöste, war bei den in die „Neuen Länder“ abgeordneten Soldaten aus dem Westen generell große Begeisterung für die Aufgabe und bei den Allermeisten auch Zuneigung zu den neuen (werdenden) Kameraden vorhanden. Ein wesentliches Element dieser Haltung war die Erkenntnis, eine einmalige, sozusagen historische Aufgabe übertragen bekommen zu haben.

Zur Art der *Führer der NVA/LSK* trifft die von Mende getroffene Charakteristik auch nach meinen ja etwas später gesammelten Erkenntnissen zu. Hinzu kommt jedoch ein wesentliches Manko der hohen Offiziere nicht genügend heraus: Sie alle waren ihrer Truppe weit entrückt. In meinen Personalgesprächen mit den sich für eine Übernahme Bewerbenden wurde unisono beklagt oder wenigstens festgestellt, mit ihnen habe sich vorher noch nie ein höherer Offizier, geschweige denn ein General unterhalten.

Zu Mendes Aussage über die *Linientreue der Soldaten* kann man glaube ich eine etwas stärkere Betonung wählen. Mein Eindruck ist der, dass die kommunistische Überzeugung nicht besonders verfestigt war. Ich habe das „Bild von der „roten Sauce, die sie sich aus Selbsterhaltung übergegossen hatten“ geprägt.

Zum *Flugbetrieb in den Neuen Ländern*: Die unterschiedlichen Verfahren von Russen und Luftwaffe hätten es ausgesprochen gefährlich gemacht, zur selben Zeit und im selben Raum zu fliegen. Deshalb wurde von Anfang an die Regel festgelegt, dass die Russen an den ungeraden Wochentagen fliegen würden und wir an den geraden.

Zur *Organisation*: Mende schildert die Auseinandersetzung um die von Fü S gewünschte zentrale Führung richtig. Es war aber nicht nur eine Absprache zwischen Schönbohm und Mende, die das Problem löste, sondern es fanden auch heftige Gefechte im Ministerium darüber statt, die letztlich mit der Drohung, ggfs. auch alle Probleme im Detail in die zentrale Zuständigkeit abzuschieben, in unserem Sinne gelöst wurden.

Die von Mende geschilderte *Trennung von Aufbau- und Abbauorganisation* ist ein entscheidendes Element der Auftragsbewältigung gewesen. Es handelt sich dabei um die relativ frühzeitige Festlegung, welche Verbände weitergeführt und welche aufgelöst werden sollten. Beide Sorten waren für längere Zeit noch im Bestand der Luftwaffe. Das heißt, sowohl die auch in der Zukunft betriebenen wie auch die letztlich aufgelösten Verbände brauchten in dieser Zeit personelle und materielle Unterstützung. Natürlich konnte angesichts der begrenzten Mittel diese Unterstützung nicht für beide Kategorien gleichmäßig erfolgen. Zum Beispiel war die Anwesenheit von Offizieren aus dem Westen bei den Bestandssicheren größer als bei den Aufzulösenden. Eine solche unterschiedliche Behandlung hätte zu Frustrationen führen können. Aber die klare Trennung, die sich auch in der Unterstellung unter zwei Abwicklungsstäben niederschlug, bei der den ehemaligen NVA-Soldaten versichert wurde, dass sie zwar die Auflösung dieses Verbandes zu betreiben hätten, aber hinsichtlich ihrer Zukunft in der Luftwaffe die gleichen Chancen hätten wie ihre Kameraden in den fortbestehenden, führte zur Beruhigung der Betroffenen. Dieses Versprechen wurde von uns auch eingehalten. Für den Stab der „Luftwaffe Ost“ hatte die Trennung der Bereiche den gewaltigen Vorteil, dass alle Maßnahmen des Stabes zielgenau auf die Ziellösung der Verbände abgestimmt werden konnten.

Die Beantwortung der Frage, nach welchen Kriterien die Dislozierung der Verbände (und damit auch der Grad der Präsenz der künftigen Luftwaffe) in den neuen Ländern erfolgen sollte, hat Mende treffend dargestellt. Wichtig war in diesem Zusammenhang aber auch noch die Überlegung aus dem Kontext „Armee der Einheit“: „*Wie können wir einen Beitrag zur wirtschaftlichen Gesundung der wirtschaftlich niedergebenden Region liefern?*“ Dabei war klar, dass unsere Aufmerksamkeit vor allem den schwächsten Teilregionen, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern, gelten musste. Nicht verschwiegen werden sollte, dass die Befürchtung bestand, dass eine vorübergehende Vakanz an Präsenz dazu führen könnte, dass die latent vorhandene Abneigung gegen Militär ansonsten zu einem solchen Widerstand gegen spätere nachträgliche Verlegungen in diesen Raum führen könnte. Solche Widerstände traten denn auch schon 1991 im Hinblick auf das „Bombodrom“ Wittstock auf. Deshalb ist auch die vom Interviewer gemachte Anmerkung, es wäre nicht klar, für welches Waffensystem die SA-5 eigentlich Platzhalter gewesen sei, irrelevant. Die ausgewählten Dislozierungsorte waren Platzhalter im generellen Sinne für die spätere, noch zu bestimmende Endformation der Luftwaffe im Beitrittsgebiet. Allerdings ist zutreffend, dass die gewählten Orte nicht nach dem Zufallsprinzip bestimmt wurden, sondern schon berücksichtigten, dass sie sich auch bei der späteren Vorverlegung westlicher Systeme für deren Infrastrukturanforderungen eignen mussten. Insofern spielten im Fall von Sanitz und Badingen die Systeme HAWK und Patriot schon eine gedankliche Rolle.

Zu den *Personaliübernahmen*: Das von Mende geschilderte Dilemma, wer in der künftigen vereinigten Luftwaffe einen Platz finden könne, wurde im Ministerium etwas großzügiger gelöst als zu erwarten gewesen wäre. An sich war die Arbeit an der neuen „Luftwaffenstruktur 4“ als Folge der weltpolitischen Veränderungen schon in vollem Gange – „Friedensdividende“ – (das war übrigens mein Aufgabengebiet im Herbst 1989) und die Vorgabe dabei war eine signifikante Reduzierung des Personalumfangs. Das hätte dazu führen können, dass für ehemalige NVA-Soldaten überhaupt kein Einplanungsspielraum bestanden hätte. Das war aber für die im Geiste des „wir wollen zusammen etwas Neues aufbauen“ arbeitende Luftwaffe nicht akzeptabel gewesen. Zum Glück hatte sich inzwischen die Überzeugung von der „Armee der Einheit“ auch in der politischen Führung durchgesetzt, so dass die Kalten Krieger in der Personalabteilung und bei Verteidigungsminister Rühle im Großen nicht mehr zum Zuge kamen und gegen eine sinnvolle temporär geltende Erhöhung der Vorgaben für die Gesamtstärke der Streitkräfte keine Einwendungen mehr erheben konnten. Dadurch war es möglich, 2500 Soldaten einzugliedern (Im Übrigen bleibt festzuhalten, dass der latente Widerstand der angesprochenen Kalten Krieger sich danach auf die Einzelentscheidungen über die Übernahmegesuche verlagerte).

Zu den positiv befürworteten und letztlich auch so entschiedenen Anträgen möchte ich als derjenige, der die endgültige Entscheidung aus Truppensicht zu den Bewerbern treffen musste, Mende noch insofern ergänzen, als es nachgerade naiv gewesen wäre zu glauben, man könne den Menschen in den Kopf, geschweige denn ins Herz sehen. Ich habe immer gewusst, dass es uns bei unseren Beurteilungen unterlaufen würde, dass wir Missgriffe tun würden. Meine persönliche Erwartungshaltung an die Quote der Fehlgriffe lag bei 10 %. Ich bin im Nachhinein froh, dass meine skeptische Annahme bei weitem nicht eintrat.